

David Jaffin

Der Ruf

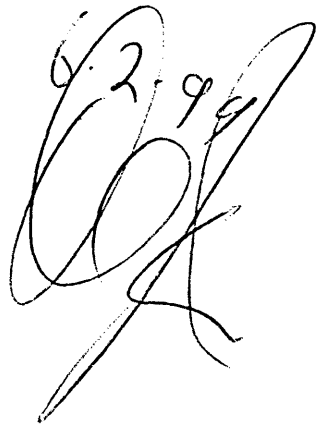
Erzählungen und Gleichnisse

Johannis

David Jaffin

Der Ruf

Erzählungen und Gleichnisse



johannis

*Im Andenken an Joseph Roth (1894-1939),
den großen jüdisch-christlichen Dichter*

*Dank an meine Frau Rosemarie
für die Bearbeitung dieses Manuskriptes*

Die Deutsche Bibliothek - CIP-Einheitsaufnahme

Jaffin, David:

Der Ruf : Erzählungen und Gleichnisse / David Jaffin. – Lahr :
Johannis, 1998

(TELOS-Bücher ; 2393 : TELOS-Paperback)

ISBN 3-501-01343-4

TELOS-Paperback 72393

© 1998 by Verlag der St.-Johannis-Druckerei, 77922 Lahr

Umschlaggestaltung: Friedbert Baumann

Umschlagmotiv: Paul Gauguin, Der gelbe Christus (1889)

Gesamtherstellung: St.-Johannis-Druckerei, 77922 Lahr

Printed in Germany 13438/1998

Inhaltsverzeichnis

I. Gesehen/Erlebt

Im Zug	5
19 Tage	9
Schritte im Schnee	11
Tauwetter	13
Der Nachmittag in Salzburg	14
Warten	16
Zeichen	17
Danach	19
Der Kreidestrich	21
Fenster	23
Das Cello-Konzert	25
Die Stille	27
Advent	28
Freude	30
Damals	31
Schmelzender Schnee und ein überzogenes Sofa	33
Das Haus	35
Violette Beeren	38

II. Der Letzte

Weihnachtsmarkt	41
Warschauer Ghetto	43
Der Sprung ins Ungewisse	45
Heinz	47
Der Letzte	49

III. Intermezzo

Das Windrad	51
Ob Schuhe schwimmen können?	53
Ihre Welt und dieser Vorhang	55
Auto-Ehe	57
Die Geschichte von Hortensius Marder	59
Money Girl	62
Priscilla, oder die Macht des Wortes	64
Joachim	67

IV. Begegnungen

Die Geschichte von Anselm P. Langfuß	70
Fast 60	75
Waldemar und seine Katze Trudy	77
Richard P.	84
Erkannt	87
Die Rückkehr	89
Der Dichter	92
Zwei Freunde: Robert und Jeremy	93
L.M.S.	102
Regentag	105
Der Pfarrer	107
Die Zeit von Beeren, Dornen, Gestrüpp	110

I. GESEHEN/ERLEBT

Im Zug

»Einsteigen«, rief der Schaffner sehr laut, aber er war weit weg, und ich konnte seine Stimme kaum hören. Ich stieg ein. Viele Menschen kamen mit mir, neben mir, vor mir, aber sie schienen mir fast wie Schatten. Ja, zuerst sah ich ihre Gesichter nicht, nur die Schatten, welche sie hinter sich ließen. Herbst war es, Oktober, und deswegen kamen sie mir fast wie die Schatten selbst vor, in der Zeit der fallenden Blätter.

Ich stieg ein und nahm meinen Platz ein, wie immer am Fenster. Der Schaffner kam und verlangte meine Fahrkarte. Ich konnte mich nicht mehr erinnern, wann oder wo ich diese Karte bekommen hatte, aber ich wußte, ich habe sie, meine Karte. Ich steckte meine Hand in die Tasche, und da war sie. Der Schaffner schaute sie lange an, bis er sie mir schließlich zurückgab mit drei Löchern an der Seite. Warum drei, dachte ich, aber der Zug fuhr langsam an. Ich schaute um mich. Ich glaubte zuerst nicht, was ich sah: Meine Mutter und mein Vater saßen mir gegenüber und meine zwei Schwestern neben mir. Aber meine Mutter und mein Vater waren sehr jung, jünger als ich dachte, daß ich selbst sei. Meine älteste Schwester Doris sah aus, als ob sie zehn oder elf wäre – so ein Kleid, so eine Frisur hatte sie in diesem Alter getragen, das wußte ich von Familienbildern. Und Lois war erst sieben oder acht. Dann hätte ich also vier oder fünf sein müssen, aber ich

war ein erwachsener, sogar alter Mann. Meine 80. Geburtstagsfeier wurde geplant. Ich grüßte meine Mutter, meinen Vater, aber ich konnte meine eigenen Worte nicht hören. Die beiden anscheinend auch nicht, denn sie schwiegen. Still saßen sie beide da, wie Doris und Lois, aber alle schwiegen, als ob sie überhaupt nicht reden konnten. Ich war erschrocken. Ich schaute aus dem Fenster, denn der Zug bewegte sich; etwas zu langsam, dachte ich – vielleicht haben wir Verspätung, vielleicht werde ich mein Ziel nicht erreichen. Welches Ziel? Ich dachte nach, aber es fiel mir nicht ein. Bestimmt war ich unterwegs zu einem Vortrag. So viele Vorträge hatte ich gehalten, daß ich mich überhaupt nicht an alle Orte und Themen erinnern konnte.

Ich schaute aus dem Fenster, als der Zug langsam um eine Kurve fuhr – und was war das? Mein Haus, 22 Oak Lane. Da standen die Koffer ausgeladen vor dem Haus und meine Eltern davor und hinter ihnen meine Schwestern, und am Schluß kam ich. Ich mußte es sein, aber ich sah aus wie vier oder fünf. Tatsächlich, das war ich, und das war der Einzug in unser Haus. Ich konnte mich selbst nicht mehr daran erinnern, aber hier sah ich das alles durch das Fenster. Ich schaute schnell auf die Bank gegenüber zu meinen Eltern. Sie saßen da, aber sie waren älter geworden, nicht viel, aber etwas, und Doris, die neben mir saß, schien fast lebendig zu werden. Ich fühlte mich irgendwie in ihrer Obhut, wie ihre kleine Puppe.

Ich schaute nochmals durch das Fenster, und ich sah mich selbst zurückgekehrt von einem Baseballspiel – dumm schaute ich wirklich drein, aber sehr selbstzufrieden – nochmals gewonnen, dachte ich ...

Und dann kamen wieder tiefe Schatten über mein

Gesicht während der Fahrt. Ich fühlte mich einsam, irgendwie verlassen, sehr unglücklich. Ich schaute zur Bank gegenüber. Meine Eltern waren nicht mehr da, auch Doris nicht, nur Lois saß noch neben mir. Die Schatten fielen auf ein Gedicht. Ich schaute genauer hin. Es war in Englisch und hieß »The Rose«. Da wußte ich sofort: Das ist das Symbol für Christus, die Dornen seiner Krone, die roten Blüten, sein Kreuzesblut. Dieses Gedicht – ich hatte es mit 18 geschrieben –, sprach von einer Rose, welche zu wahrer und innerer Entfaltung gekommen war – durch die Töne einer Flöte, gespielt von einem Kind. Ich ahnte, ohne es genau zu wissen, daß Christus damals, in der dunkelsten Zeit meines Lebens, in mein Leben getreten war. Mein Streben nach Reinheit und Klarheit in diesem Gedicht war Christi Streben nach mir, um mich in Besitz zu nehmen mit seinem erlösenden Blut. Die Schatten waren weg. Hell war es wieder im Zug, heller als ich es jemals zuvor erlebt hatte. Auch Lois war jetzt weg. Mir gegenüber saß nun eine sehr schöne, helle und schüchterne Frau. Es war meine Rosemarie. Ich schaute sie an, aber sie schwieg – das hatte sie genug im Leben getan, vor allem in unseren ersten Jahren. Sie schwieg, aber ihr Schweigen war ein Geheimnis für mich. Sie hatte etwas, was ich nicht hatte, in ihrer Innigkeit, in ihrer Selbsthingabe. Ich wußte, Christus war in ihrem Herzen, diese so wunderbar entfaltete Rose.

Ich stand auf und ging in mein Lieblingsabteil, den Speisewagen. Das Essen ist jetzt viel besser geworden. Immer wieder etwas anderes, etwas Exotisches. Ich war unterwegs zu einem Vortrag, jetzt wußte ich das. Ich brauchte Ruhe und innere Kraft vor einem von Vorträgen vollen Wochenende.

Ich kam zurück in mein Abteil und schaute aus dem Fenster. Inzwischen war es Nacht geworden. Niemand saß mir gegenüber. Auch sonst schien niemand im Zug. Es war dunkel, sehr dunkel draußen. Ich hörte einen Ruf, dieser Ruf war sehr laut, aber kam von weit weg: »Letzter Halt, aussteigen.« Ich schaute nach meinem Koffer, aber es war kein Koffer da. Ich dachte: »Meine Bibel mit dem Vortrag ist im Koffer, was soll ich jetzt predigen?« Ich ging langsam, sehr langsam durch den Wagen, es war so still wie in einem Friedhof. Die Türen gingen automatisch auf. Ich konnte mich jetzt sehr gut erinnern, ich sollte am Bahnhof abgeholt werden, aber wer mich abholen sollte, wußte ich nicht genau. Von ihm hatte ich gehört, als ob er mir lange bekannt wäre, aber wie er aussah, wußte ich nicht. Ich stieg aus. Niemand war da. Niemand. Ich hatte Angst. Weder seine Telefonnummer noch seine Adresse hatte ich bei mir. Ich erschrak, auch mein Paß und mein Portemonnaie waren weg. Allein in einer fremden Stadt, ohne Ausweis, ohne Predigt, ohne Adresse und Telefonnummer. Was sollte ich tun? Aber die Morgendämmerung brach an, und ich sah etwas so Merkwürdiges, daß ich meinen eigenen Augen nicht trauen konnte – oder waren dies meine eigenen Augen? Ich sah eine Stadt aus Glas, nur helles, sonniges Glas, alles war plötzlich im Licht, als ob es hier keine Zeit, kein Gleichgewicht mehr gäbe. Und dann kam einer auf mich zu, ich konnte ihm zuerst nicht in die Augen schauen. Aber er hatte Wunden an seinen Händen, Wunden von Nägeln. Er kam, ohne daß ich ihn kommen hörte, nahm mich an die Hand, an seine von Nägeln durchbohrte Hand, und sagte: »Komm mit mir, ich habe lange auf dich gewartet.«

19 Tage

Eines Tages kam es, plötzlich Nebel, Frost. Die ganze Welt, unsere ganze Welt, schien eingebettet in eine geschlossene Nähe. Die nackten Bäume bekamen eine helle Reifschicht, welche täglich größer wurde. Die ganze Welt schien uns näher zu kommen und damit geheimnisvoller zu werden. Die ganze Weite und Tiefe der bayrischen Vorgebirgslandschaft war eingeschlossen in sich selbst. Wir hörten unsere eigenen Schritte viel genauer als früher. Wir sahen unseren Atem in der Luft vergehen fast wie Rauch aus einem einsamen Kamin. Wenn wir einander grüßten, hielten wir die Hände etwas länger, um diese Wärme abzusichern, diese Begegnung, als ob Menschen, die uns begegneten, nicht wirkliche Menschen waren, sondern Phantome, aufgetauchte Visionen unserer eigenen Sicht der Dinge. Alles schien unwirklich wie in einem Traum. Jeden Tag wuchs der Reif an den Bäumen. Jeden Tag kreiste die Luft uns ein in unserem eigenen, noch nicht vollgeformten Schatten. Wir sprachen etwas lauter, um sicher zu sein, daß es wirklich unsere eigenen Stimmen waren.

Und dann, nach 19 Tagen, brach die Sonne wieder durch. Sie kündigte sich zuerst an wie in einem Schauspiel, bei dem der Vorhang aufgeht – hier war es der Nebel, der sich hob. Plötzlich war der Himmel blau, nur blau, blau, blau. Und dann die Sonne, diese durchstrahlende Kraft, die Sonne und die neugewonnene Weite und Tiefe. Nur wenn ein Mensch etwas verliert wie gutes Sehvermögen, Hören, Bewegung, merkt er, daß

alles Wunder ist. Und nur wenn Sonne, Weite, Tiefe, Blau weggenommen sind in einer unheimlichen Nebelwelt, erst dann merkt man, was verlorengegangen ist.

Dieser erste sonnige Tag war kein gewöhnlicher. So wie ein Patient nach einer großen Operation seinen ersten Tee trinkt: nicht selbstverständlich Flüssigkeit und Geschmack, sondern wirklich Tee. Und so war dieser erste sonnige Tag, in dem Sonne zu Sonne wurde, Licht zu Licht, Weite zu Weite, nicht mehr selbstverständlich, sondern absolut neu, als ob die Sonne gerade jetzt, erst jetzt geschaffen worden wäre.

Und so beten fromme Juden, um dem Herrn zu danken, daß er jeden Tag die Welt neu geschaffen hat. Damals habe ich dieses Gebet wirklich verstanden, als die Schleier des Nebels von der Sonne durchbrochen wurden. Und ich dachte damals nicht nur an die Schöpfung selbst, wie sie neu geschaffen wurde, sondern an ihr Ende im Gericht, wenn der Schleier des Nebels unseres eigenen Lebens endgültig durchbrochen wird, durch das Licht der Gegenwart Christi.

Schritte im Schnee

Es war ein ganz klarer Wintertag. So klar, daß der blaue Himmel seinen eigenen Glanz überstrahlte. Wir nahmen unser Auto und fuhren aufs Land, in eine Gegend, wo wir noch nie vorher gewesen waren. Alles schien damals ganz neu: der Himmel, die Gegend, der Weg auch unsere Schritte im Schnee. Wir spürten, wie sie einen Eindruck, einen tiefen Eindruck machten, als ob diese Schritte nie schmelzen würden, wie ein Fotograf, der ein Abbild ein für allemal herstellte. Unser Weg führte durch ein offenes Feld, denn wir wollten Helle, Klarheit erleben, als ob damit alles, was dunkel und unklar in uns selbst war, durch das Licht verdrängt werden konnten. Und dann, als die Sonne ihren Höhepunkt überschritten hatte, kamen wir zu einem Wald. Dieser Wald schien uns sehr einladend, als ob die Zweige wie Hände wären, um uns zu empfangen. Wir gingen hinein. Aber der Wald war tiefer, als wir dachten. Immer noch hinterließen unsere Schritte einen festen, wenn nicht ewigen Eindruck im Schnee; es würde leicht sein, unseren Weg zurückzufinden. Aber es wurde dunkler, nicht ganz dunkel, sondern schattig wie in der Dämmerung. Wir merkten auch, daß die Sonne jetzt sehr tief stand. Ich ging voraus, da ich der Schnellere war. Ich ging voraus mit einem festen, sicheren Schritt, als ob dadurch eine neue Klarheit in mir selbst gewonnen würde, trotz des Anbruchs der Dämmerung. Wir gingen tiefer und tiefer in den Wald. Plötzlich schaute ich zurück, um zu sehen, ob du gleich hinter mir warst. Aber niemand war da. Ich rief laut,

aber ich hörte nur meine eigene Stimme. Ich erschrak, denn trotz der Schritte, welche wir so fest machten, wußte ich, daß mein Orientierungssinn sehr schwach war, daß ich in diesem Sinne total abhängig von dir war. Ich bekam Angst. Ich rief lauter, lauter, aber keine Antwort. Jetzt, jetzt mußte ich zurückkehren, bevor es Nacht wurde, um dich zu finden. Warst du verletzt, warst du allein zurückgegangen? – Aber so etwas hattest du nie getan. Du hattest mir immer im voraus gesagt, was du vor hattest. Ich kehrte allein um. Aber ... aber ... ich fand meine eigenen Schritte nicht mehr, den Weg zurück. Vielleicht wegen der Dunkelheit, aber da war keine lichte Stelle. Keine Spur, keine Schritte mehr, kein Weg für mich zurück.

Tauwetter

Was im Leben Wichtiges passiert, kommt nicht von uns, sondern zu uns, über uns. So denke ich zum Beispiel an die erste Begegnung mit meiner Frau oder das erste Mal, daß Gottes Wort sich mir eröffnet hat. Solche Begegnungen könnte man als Tauwetter bezeichnen. Etwas Hartes, Sicheres, Festes in uns selbst wird plötzlich weich, zart. Etwas tief in unserer Seele schmilzt, so daß wir uns selbst begegnen wie zum ersten Mal: »Nackt kam ich von meiner Mutter Leib, und nackt kehre ich zurück.« Jeder von uns hat eine tiefe Angst entblößt, bloßgestellt zu werden. Aber dieses »Tauwetter« läßt sogar unser Blut in den Adern neu und frei fließen, wie der Saft im starren Holz. Tauwetter ist Liebe. Tauwetter ist wahrer Glaube. Tauwetter sind die Momente in unserem Leben, wenn wir endlich empfangen, was wir nicht verdient haben – Luther nennt das Gnade. Tauwetter bedeutet in der Natur auch Leben aus dem Tod. Und vielleicht ist es das, was die Bibel meint, wenn sie sagt, daß wir mit Christus sterben müssen, um neugeboren zu werden. Tauwetter empfinden wir mit allen unseren Sinnen. Wir riechen sogar, wie der Schnee und das Eis schmilzt. Wir spüren die angehende Wärme durch die feinen Poren unserer Haut. Wir hören, wie der Schnee vom Dach herunterfällt. Wir sehen die Rinnsale von Wasser wie neuer Puls durch unsere Adern fließen. Tauwetter bedeutet immer Beginn, Neubeginn. »Am Anfang (auch an unserem Anfang) schuf Gott ...« Was im Leben Wichtiges passiert, kommt nicht von uns, sondern zu uns, über uns.

Der Nachmittag in Salzburg

Es war an einem Nachmittag in Salzburg, ich glaube im späten April. Sehr warm war es für diese Jahreszeit. So warm war es vor etwa dreißig Jahren, daß wir sogar im Park saßen. Wo wir saßen, stand eine Statue (was sie darstellte, habe ich längst vergessen). Wichtig für mich war an dieser Statue zunächst, daß Wasser aus ihr hervorkam, vielleicht an diesem Sonntag zum ersten Mal. Wasser als Leben, als Quelle des Lebens. Und ein zweites kam mir damals ständig in den Sinn: Menschen kamen und gingen in einem Kreis um diese Statue, und ihre Schatten gaben dieser Statue mehr als nur das, was sie selbst ausdrückte. Die Statue war ein Teil der Geschichte, vielleicht eine wichtige Herrschergestalt, aber diese Statue wurde für mich gegenwärtig durch diese Schatten von Menschen. Nicht tiefe Schatten, sondern leichte, frühlingshafte Schatten, welche schienen, als ob sie nur flüchtig wären, sehr vergänglich, als ob sie keine richtige Form besäßen, als ob sie Schatten wären ohne Fleisch und Blut, so wie man sich Flügel von Engeln vorstellt, die Schatten werfen, aber Licht-Schatten, nicht Fleisch-und-Blut-Schatten. Ich erinnere mich auch an diesen scheinbaren Widerspruch, der mir an diesem Nachmittag in Salzburg auffiel: Wasser als Quelle des Lebens, wo Elieser Rebekka für Isaak traf, wo Mose Zippora traf, Leben, sinnliches Leben, die Quelle des Lebens, welche in uns in der Liebe aufbricht, Leben zu gestalten. Und demgegenüber diese Lichtschatten, unwirkliche Schatten. Und an etwas viel Wichtigeres erinnere ich mich an diesem Sonntag in Salzburg.

An dich, Rosemarie, an deine schönen Haare, welche wie Wasserbrunnen durch meine Hände flossen, in mich flossen. An deine Hände, welche einen neuen Puls bekamen – meinen Puls. Oder war es mein Puls, welcher jetzt in deinen eingefügt war? Und dann an deine Lippen, welche einen runden Bogen um meine ganze Person machten, mich einschlossen in der Kraft deiner Liebe. Nein, unsere Schatten waren nicht flach, keine Lichtschatten, sondern die Quelle des Lebens sprudelte aus uns, machte diesen Frühlingstag zu unserem Frühlingstag.

Warten

Warten ist, wie wenn man durch die Dunkelheit schaut, aber nicht weiß, wie weit man sehen kann. Warten ist, wenn die Zeit viel näher, bewußt näher tritt als wir jemals ahnten. Warten ist das Hören, das Hineinhören in die Welt der unerfüllten Bilder. Warten ist, warum der Herr unser Herr sein will, und nicht wir selbst.

Zeichen

Es war die Zeit der fallenden Blätter: Ann Arbor, Michigan, Oktober 1956. Er ging wie immer allein den Weg dorthin, Felder suchend, Schatten suchend, seinen eigenen Weg suchend. Er brauchte Raum, das hat er immer gewußt, inneren Raum für sich selbst. Er brauchte einen breiten Himmel, die gefärbten Blätter. Hier spürte er die Zeit, nicht irgendeine Zeit, sondern seine eigene. Hier erlebte er Freiheit jenseits von Menschen, von Büchern, vom Lernen, aber diesseits von seinen eigenen Gedanken, welche mehr als Gedanken waren. Was er empfand, waren Gefühle – Gedanken, Stimmungen, die ihn durchflossen, wie wenn man rudert und seinen eigenen Weg hinter sich läßt, Bilder, Spiegelungen. Er fühlte sich dann in seiner eigenen Welt, bis die Bilder, die Schatten, der Himmel still geworden waren und er fast laut seinen eigenen Atem hörte. Und an diesem Abend wußte er, daß er dem Allmächtigen nahestand. Er wußte nicht, warum er das wußte, aber es war wahr. Ein Licht zog ihn an, ein fernes Licht, wie für ihn bestimmt. Er ging weiter, eine tiefe, innere Ruhe prägte ihn so, als ob keine eigenen Schatten ihn mehr umhüllten, sondern nur Stille, Frieden, der zu ihm kam und ihn neu gestaltete. Das Licht kam näher. Es war das Licht einer Kirche, nicht seiner, er war Jude. Er kam unter das Licht, wie hingezogen, wie berufen, als ob seine Zukunft und sein Zuhause hier bereit wären ...

Es war die Zeit der fallenden Blätter: New York, Oktober 1957. Er ging wie immer allein den Weg, geprägt von den Schatten seiner Stadt. Hatte er nicht

erlebt, wie sein Großvater, der Held der Familie, dieser Selfmademan, im Schatten seiner Stadt, New York, verschwunden war? Diese Schatten hatten das Letzte seiner verbrauchten Kraft genommen. Die Schatten waren wie sein Sarg. Er starb tief da drinnen.

Es war die Zeit der fallenden Blätter, und etwas bewegte sich in ihm wie eine Stimme, die meinte: »Rede jetzt zu mir! Ich bin dein Gott!« Er ging hinein in die unbekannte Synagoge, um dieser fast gesprochenen Stimme Antwort zu geben, bis die Ruhe wieder über ihn kam, auch in dieser unruhigen, schattigen Stadt, die Ruhe, als er wußte: »Da bist du, mein Herr.« Er fing an zu beten, ohne Worte zuerst, bis die Worte, die Gedanken, die ihn prägten, ganz still wurden, wie die Wellen am Teich, die zu reiner Spiegelung geworden waren. Er hörte eine Stimme: »Gehören Sie hierher, sind Sie Mitglied hier?« Er meinte: »Ja, ich bin Jude, hier ist mein Gott, der in der Dunkelheit wohnt.« Aber er mußte gehen. Er gehörte nicht hierher. Und als er ging, kam dieses Licht über ihn, das Bild dieses Lichts der Kirche, die ihn zu Frieden, Ruhe, zu einer Zeit, die nicht mehr Zeit war, sondern nur Sein, führte. Er ging aus der Synagoge hinaus, aber dieses Licht sollte ihn nochmals rufen. Er war ich geworden, ein Diener des höchsten Gottes, Jesus Christus.

Danach

Er war jemand, der alles besser verstanden hat danach – nach den Ereignissen.

Als er Kind war, wurde seine Phantasie besonders angeregt von einer Reihe von Büchern in der Bibliothek seines Vaters. Diese Bücher berichteten mit Bildern über das Leben im Meer, auch ganz tief unten im Ozean. Seither war Fischen etwas Besonderes für ihn, nicht als Sport, nicht als etwas zum Ausruhen, sondern als etwas ganz und gar Geheimnisvolles. Wenn er seine Angelschnur tief hinunter ließ, was schwamm da wohl, wie sah es aus da unten in dieser Dunkelheit? Fischen in klaren Gewässern, wo er alle Fische sehen konnte, war für ihn völlig oberflächlich. Denn hier sah er gleich, was er gefangen hatte oder was er fangen konnte. Fischen erweckte für ihn ein tiefes Gefühl für das Unsichtbare, für das, was für uns im Dunkeln ist und manchmal bleibt. Aber das Faszinierende war nicht allein die große Tiefe selbst, sondern daß seine Finger durch diese Schnur einen Zugang hatten zu dem Unbekannten.

Eines Tages hatte er beim Fischen seine Leine weit ausgeworfen. (Plötzlich zog etwas heftig daran.) Er rief zum Kapitän: »Ich habe etwas Großes an der Leine!« Der Kapitän schaute und sagte: »Nein, Sie haben sich an dem Boot da draußen festgehakt.« Er wußte aber, daß etwas sehr Großes an seiner Leine war, auch wenn er es zuerst nicht so stark spürte. Als er seine Leine einholte, wurde es immer klarer: Ein großer Fisch war gefangen. Und da war er, sehr breit, sieben Pfund,

flunderartig. Dieser Fisch sah so ganz anders aus, als alles, was er je gesehen hatte. Er fühlte sich fast schuldig, in Verlegenheit gebracht, weil er seine tiefe Ruhe da unten gestört hatte.

Jahre später war er mit seinem Vater und anderen auf Lake Champlain fischen. Und wieder fing er einen großen Fisch, aber niemand wollte diesen Erdbeerbarsch ins Boot holen wegen seiner großen Zähne – sie hatten kein Netz dabei. Und der Fisch schwamm los, nochmals in die große Tiefe, in das Unbekannte, was nur äußerlich erforscht werden konnte, weil diese große Tiefe nicht für Menschen geschaffen war. Er dachte nach: Vielleicht will der Herr uns damit zeigen, wie begrenzt wir sind in unserer Sicht der Dinge, in unseren Erlebnissen. Da unten im See, im Ozean, in der Tiefe bleibt das, was war, was ist und was sein wird, immer geheimnisvoll für uns, aber vielleicht auch ist die Zeit da, wie in Orten, wo der Schnee und das Eis immer bleibt, immer gleich, ohne Zeit, sondern nur Sein.

Der Kreidestrich

Er war vielleicht acht, als er zum ersten Mal kleinen Mädchen bei diesem Spiel zuschaute, »Höllenspiel« nannten sie es. Sie hüpfen, diese Kleinen, äußerlich Unschuldigen, und da stand, nach einem Kreidestrich »Hölle« geschrieben. Er wußte nicht, warum, aber dieses Bild blieb lebendig in ihm, nicht das Spiel selbst, sondern dieser Kreidestrich und danach »Hölle«. Er glaubte, daß uns Bilder noch mehr als Gedanken bewegen, sich bei uns einnisten, uns prägen. Vielleicht auch, weil wir in Bildern träumen, vielleicht auch, weil wir zuerst in Bildern wahrnehmen, bevor wir überhaupt sprechen können. Aber er wußte, dieses Bild bedeutet mir etwas, es spricht mich an. Er fühlte, wie die Mädchen hin- und herhüpfen, und dann dieser Kreidestrich und danach, die Hölle. Gibt es denn eine Hölle? Und gibt es eine solche Trennung zwischen Erlösten und Verdammten, die er in so vielen Bildern gesehen hatte?

Als er älter wurde, lernte er, daß jeder von Jesus errettet werden konnte, wenn er sich bekehrte und mit Jesus, so gut er nur konnte, lebte. Aber was bedeutete die »Sünde gegen den Heiligen Geist«, welche nicht vergeben werden kann, und warum hat Jesus über Judas Ischariot, der ihn verriet, gesagt: »Es wäre besser, daß er nicht gelebt hätte?« Was soll das alles bedeuten?

Mit 14 wurde dieses Bild für ihn wieder gegenwärtig, ganz real, lebendig. Jemand in seiner kleinen Stadt hatte sich umgebracht. Er hatte sich vor einen Zug

geworfen. Das nächste Mal, als er mit so einem Zug in die Stadt fuhr, sah er einen Strich, einen ganz langen, weißen Strich am Bahnsteig.

Er wußte, wenn ich über diesen Strich trete, ist Gefahr für mich, Lebensgefahr, wenn ein Zug plötzlich kommt. Er sah eines Abends, wie von ferne ein Zug kam. Er sah diesen trennenden Strich, ganz weiß, und er wurde plötzlich von Angst ergriffen. Er schaute weg, weg von dem Strich, weg von dem Zug, und er entfernte sich weit von dieser Trennungslinie. Bedeutet diese Linie Tod oder Gericht, oder beides? Sie hatte jetzt eine eigene Sprache für ihn.

Und dann mit 22: Er mußte eine mündliche Prüfung ablegen in einem Fach, das ihm ganz und gar nicht lag. Drei Lehrer saßen um einen Tisch. Er wartete draußen, bis er an die Reihe kam. Er hörte eine Stimme: »Jonathan Fischer.« Die Stimme kam von ferne, und ohne zu wissen, warum, dachte er an das letzte Gericht. Vielleicht, weil er Angst vor dieser Prüfung hatte, weil er sich nicht ganz so gut vorbereitet hatte. Und als er die Tür aufmachte, dachte er an diesen Kreidestrich, als ob er über eine Grenze ginge, von der aus es kein Zurück mehr gäbe.

Und dann später, viel später traf er diesen Baumann. Dieser arme Mann lag in einem kleinen Krankenhaus, das tief auf dem Land war. Sein Laken war blutbefleckt und seine Gesichtszüge angestrengt. Als er in das Zimmer von Baumann kam und die blutigen Laken sah, die etwas verwelkten Blumen und sein mehr als verwelktes Gesicht, dachte er, dieses Zimmer, diese Türe hat für ihn nur einen Eingang, aber keinen Ausgang. Er dachte nach, an dieses Mädchenspiel, an diesen Kreidestrich und hatte Angst.

Fenster

Er wußte nicht, warum, aber jedes Mal, wenn er an diesem Haus vorbeiging, dachte er, daß seine langen, doppelreihigen Fenster ihn anschauten, durchschauten. Fenster haben ihre eigene Sicht der Dinge. Sie schauen wie wir selbst nur nach außen, aber, wie bei den meisten von uns, selten nach innen. Sie schauten, meinte er, nicht nur um zu sehen, zu klären, auch durchzuschauen, sondern auch, um etwas zu erzählen. Hat nicht ein großer Dichter von »The Windows of my World« (die Fenster meiner Welt) gesprochen?

Es war ein Spätwintertag. Er eilte nach Hause zu seinen Kindern und zu seiner wartenden Frau. Die Zeit im Geschäft wollte er hinter sich lassen. Er ließ sie so bewußt los, wie wenn Kinder Luftballons freilassen zum offenen Himmel empor. Er fühlte sich total erleichtert. Jetzt hatte er endlich Zeit für die Menschen, die ihm am nächsten standen. Jetzt kam er zu sich selbst, oder wie er sich selbst sah: offen, warmherzig, liebend und gebend. Kinder hatte er immer geliebt, um sich nicht über ihre so spontane, natürliche Art zu überheben, beugte er sich oft zu ihnen hinunter, um zu zeigen, wirklich groß bin auch ich nicht. Seine Frau war für ihn die Wärme selbst, auch in der Winterzeit. Er kam zu ihr nach Hause, als ob seine Liebe ihre Liebe immer neu empfangen würde. Ihre Augen durchschauten ihn nicht wie Glas, sondern berührten ihn, wie wenn Wellen sich verlangsamten auf einem Teich.

Aber an diesem Abend konnte er trotz des stürmischen Empfangs durch seine Kinder und trotz des

Zu-sich-selbst-Kommens in der Begrüßung durch seine Frau, diese Reihe von Fenstern nicht vergessen, ihr gespiegeltes Glas, durchschauend und kalt.

Sosehr er dieses Bild von sich wegschieben wollte wie einen Stuhl, der ihm nur im Weg stand, konnte er es nicht. Diese Fenster waren wie Augen. Selten hatte er sie offen gesehen, auch nicht im Sommer. Diese Fenster waren wie jemand, der ihn immer beurteilte, ihn nicht sah, wie er sich selbst sehen wollte. Und dann dachte er nach, weil er sich von diesem Bild nicht befreien konnte: In diesem großen Haus lebten Kinder, verlassene Kinder, die dort betreut wurden, und diese Fenster waren ihre Geschichte, ihre Art zu sehen, wo eine innere Leere war wie gespiegeltes Glas. Und für einen Moment fühlte er sich schuldig, schuldig für sich, seine Frau und Kinder, daß sie in so einer Welt wirklich erfüllt und glücklich waren.

Das Cellokonzert

Er hatte nie viel von Träumen gehalten, bis eines Abends spät im Herbst. Die Bäume waren fast entleert von Blättern, und die, welche blieben, waren wie verzweifelte Hände, die am Leben, an irgendeinem Leben festhielten. Der Himmel war farblos. Seine Schritte und die paar schwarzen Krähen schienen einen ergänzenden Rhythmus zu artikulieren. Er eilte, um sich selbst zu wärmen. Zu Hause brannte ein offenes Feuer. Er starrte die Flammen an und fand sein eigenes Gesicht, irgendwo tief da drinnen. Er hörte Musik, die eher beruhigend war, Klassik, ein Cello, das weit entfernt schien von einem fröhlichen Orchester. Er dachte, dieses Cello findet sich nicht zum Ganzen. Es geht einen eigenen Weg. Mit solchen Gefühlen, die ihn leise durchschimmerten, ging er zu Bett. Er spürte wie immer die Kühle seiner Steppdecke und damit die Wärme seines eigenen Körpers. Er schlief sanft und still ein.

Er war wie ein Cello. Er kam vom Wald heraus. Der Wald war ein Orchester von Bäumen. Er kam heraus wie ein ziemlich kleines Kind, wanderte in Richtung eines Baches, der nach so viel Regen übervoll war, rauschend wie das Feuer, das offene Feuer abends. Das Kind ging seinen eigenen Weg zum Bach, lehnte sich hinüber, um das kalte Wasser zu spüren, und fiel plötzlich hinein. Er schrie laut, aber wie das Cello schien sein Schrei, den er von sich gab, weit weg, entfernt von allem anderen. Der Bach hatte seinen eigenen Rhythmus, seinen eigenen Gesang, der ihn schnell übertönte und zum Erlöschen brachte. Er wach-

te auf, nicht das Cello, nicht der Bach, sondern er, Samuel P. Johnstone, Inhaber einer großen Firma. Er wachte auf und wußte: Mein junger Sohn Johannes ist gefährdet. Zwar hielt er nicht viel von Träumen, aber dieser sprach so eindringlich zu ihm, daß er nicht zu überhören war. Sein großes Haus lag am Bach, so ähnlich wie in seinem Traum. Am nächsten Tag ließ er einen großen Zaun um das Haus bauen und sagte zu seinem dreijährigen Sohn: »Du darfst niemals zum Bach gehen. Es könnte gefährlich für dich werden.« Monate gingen vorbei, und Samuel P. Johnstone dachte nicht mehr an seinen Traum. Seinen gehorsamen Sohn sah er nie in der Nähe vom Bach spielen.

Aber eines Abends kam er nach Hause. Es war wieder Spätherbst. Er schaltete ein neu entdecktes Cellokonzert von Boccherini an – leichte Musik, aber irgendwie mehr als das. Das Feuer flammte schnell auf in seinem Wohnzimmer. Er schlief ein und träumte nochmals den gleichen Traum vom Cello und Orchester, vom Wald und von seinem Sohn, und er wachte auf, als plötzlich seine Frau schrie: »Johannes ist ertrunken im Bach! Ich weiß nicht, wie er dahin kam!« Und er hörte das Cello im Hintergrund allein spielen, immer leiser, wie eine Flamme, die langsam erlosch.

Die Stille

Stille ist, wenn man die eigene Stimme nicht mehr hört. Stille ist, wenn die Weite anfängt zu sprechen. Stille ist, wenn wir Sehnsucht nach etwas haben, aber nicht genau wissen, warum. Stille ist, wenn Schnee die Welt bedeckt, wenn Vögel nach ihren Farben verlangen und wir um ihre Kreise nur durchs Glas wissen. Stille ist, als Gott die Welt schuf, und wenn wir in diesem seinem unendlichen Raum beten.

Advent

Er wußte nicht warum, aber der Schnee erweckte in ihm immer eine Sehnsucht nach etwas, das verlorengegangen war. Er konnte sich erinnern, daß er als kleines Kind, wenn es schneite, ein tiefes Bedürfnis hatte, daß seine Mutter zu ihm in sein Zimmer kam. Wichtig war nur, daß sie da war – und noch etwas, wichtig war auch, daß ihr Kleid, hell, farbig war, vor allem ein zartes, aber inniges Blau. Er konnte sich gut erinnern, wie sie in sein Zimmer kam und wie er die Farben ihres Kleides hörte, als sie nahe bei ihm war. Dann durfte es weiterhin schneien, er war nicht allein: die Liebe seiner Mutter, die Farbe ihres Kleides und das leichte Geräusch, als sie in sein Zimmer kam, bezeugten ihre Anwesenheit.

Es war auch abends, als er den Schnee anschaute, wie er sich auf seiner Wand widerspiegelte. Er fühlte, als ob etwas verloren wäre, etwas nicht nur draußen, sondern in ihm selber. Der Schnee erweckte eine leichte Traurigkeit in ihm, eine Sehnsucht, aber wonach, wußte er nicht genau. Er spürte dann den kühlen Rand seiner Decke. Es schien, als ob Sterne damit erweckt würden, bis die Sterne alles sahen und er einschlafen konnte.

Jedes Jahr, als der erste Schnee kam, fühlte er sich, als ob der Schnee ihn transparent machte, ihm eröffnete, daß sein Fleisch nicht mehr Fleisch war, sondern ein weites Feld, vom Wind durchweht. Und dann kam diese so große Sehnsucht, etwas zu berühren, vor allem

eine Hand von jemandem, den er sehr liebte, bis er ganz sicher war, ich bin jetzt ich und nicht weniger.

Jedes Jahr sangen sie Weihnachtslieder draußen in der Adventszeit. Die ganze Gemeinde war dazu eingeladen, auch die Juden, wie er selber einer war. Öfters schneite es, und als er diese alten, schönen sehnsuchtsvollen Lieder sang, wurde etwas hell in seinem Herzen, oder vielleicht in seinen Fingern, bis in seinen Puls hinein. Es war wie die Sterne, die heller waren beim Einschlafen.

Es war, wie wenn seine Mutter mit ihrem zartblauen Kleid in sein Zimmer kam. Es war wie der feine, kühle Rand seiner Decke – es war das alles, aber auch viel, viel mehr. Es war, als ob der Herr selbst in das weite Feld seines Wesens geboren war, um alle seine Sehnsüchte für immer zu stillen.

Freude

Es gibt keine Poesie der Freude. Freude ist ihre eigene Poesie. Sie hat eine Ausstrahlung, die alle Schatten überstrahlt. Sie läßt keinen Raum zum Nachdenken, weil sie den Raum selbst füllt. Freude ist dort, wo Dichtung aufhört, oder Freude kann die Dichtung ermöglichen.

Warum, so dachte er, schrieb er in der so großen Freude seiner ersten Ehejahre so schwierige, so dunkle Gedichte? Hat diese Freude das erlaubt, ihm die Kraft dazu gegeben, das ferne Dunkel wahrzunehmen? Warum hatte er im Sommer, wenn sein Leben am leichtesten, am freudevollsten war, die schlimmsten Alpträume? Ist das Leben selbst eine innere Spannung, Pole in uns selbst, die zu einem dynamischen Einklang führen?

Angst hatte er eines Tages, nachdem er und seine Frau sich so nahe gekommen waren wie in den ersten Jahren ihrer glücklichen Ehe. Angst hatte er vor der Zukunft. Solche Freude kann nicht ewig anhalten. Was passiert, wenn er Verlust erleben wird? Dann wird es einen Raum geben, einen großen und innigen Raum in ihm selbst. Den Raum des Unerfüllbaren. Der Raum war, wie wenn er hinaus zum Ozean schaute, und nur die Entfernung in ihm selbst spürte, und die Wellen, wie Gesänge voller Sehnsucht.

Nein, Freude ist ein Geschenk, das wir jetzt empfangen sollen, nur das, ohne nachzudenken, ohne Ängste vor dem Verlust. Freude ist nicht mehr und nicht weniger als das.

Damals

Damals gab es eine Weite. Die Zeit war nicht zusammengedrängt. Ich hatte Zeit nachzudenken, vielleicht nicht wirklich zu denken, sondern zu empfinden wie einen Nachhall. Ich machte vielleicht nur einen Spaziergang in unserem Wald – damals gab es noch viel Wald. Und nachher schienen die Bäume mir entgegenzukommen, Reihe um Reihe. Ich spürte dann ihre Schatten, bis ich selbst zur Ruhe kam. Damals gab es eine Weite. Ich war auch anders. Zwar hatte ich auch viel zu tun – vielleicht war das so, damit wir den Krieg, die Verluste, die Zerstörung vergessen konnten. Die Zukunft neu aufbauen. Damals war ich mir dessen noch nicht bewußt. Und heute denke ich nach und meine, gut war das schon, aber nicht wirklich gut. Wir wollten vergessen, nicht nachdenken. Unsere Eltern wollten, daß wir vergessen – ein besiegtes Volk, zerstörte Städte, und dann diese schrecklichen Vorwürfe, was wir anderen angetan haben. Gut war das zu vergessen, zu überarbeiten wie einen Satz beim Aufsatz, der nicht wirklich gelungen war. Gut war das, aber nicht wirklich gut. Jetzt verstehe ich, was Schuld bedeutet, wie Wunden bluten, auch wenn Pflaster darübergeklebt werden.

Damals gab es eine Weite. Mädchen dachten nicht so früh an Jungen und Jungen nicht an Mädchen. Das Fernsehen war noch ferne Zukunft. Es gab wenig Autos, und wir hatten Zeit, auf einem langen Schulweg nachzudenken, zu empfinden, was wir sahen, was wir spürten. Wie wir das alles fanden? Macht das nicht das Leben wirklich aus? Nicht tun, sondern erleben, emp-

finden. Dann bin ich ich, nur ich, und nur dann kann ich einem Du begegnen. Vielleicht machte das eine Ehe zu wahrer Ehe. Wie viele lernen heute so und so zu empfinden, nicht, wie sie wirklich sind. Ich will ich sein und geliebt werden, weil ich so bin. Ich kann nur lieben, was ein Du ist, nicht wie es sein soll.

Damals gab es eine Weite. Ich hörte manchmal meinen eigenen Atem, meinen Herzschlag. Ja, das ist meiner, nur meiner, dachte ich. Ich sah meinen eigenen Schatten und wunderte mich, daß er mich immer begleitete. Ich hörte die Vögel im Wald und dachte, daß ihr Gesang eine Farbe hätte. Vielleicht ganz anders als die Farbe ihres Gefieders. Der Wald war mir damals wichtig, sehr wichtig.

Wir Mädchen konnten damals allein in den Wald gehen ohne Angst. Ich kann mich sehr gut erinnern, daß ich einmal eine Mondsichel durch die Baumkronen hindurch gesehen habe. Der Mond wollte mich zu sich hinziehen wie bei Ebbe und Flut. Jetzt denke ich, daß dieser Mond etwas mit meinem lieben Mann zu tun hat. Er durchschaute mich durch und durch und holte mich zu sich.

Damals gab es eine Weite in der Welt, in mir selbst, als ob der Herr immer gegenwärtig wäre, zumindest wann immer ich ihm Raum gab. Ich staunte innerlich, bis ich entdeckte, daß dieser mein Gott immer da war in dieser Weite, in dieser Tiefe. Damals bin ich zum Menschen gereift. Jetzt erst weiß ich das.

Schmelzender Schnee und ein neu überzogenes Sofa

Er wachte auf, aber nicht ganz, nicht wirklich, nicht wissend, wo seine Träume beendet waren und die Bilder, welche ihn jetzt bestimmten, angefangen hatten. Er schaute durch das Fenster, wie Träume auch schauen, ihre eigene Sicht der Dinge durch einen unbestimmten Raum. Aber was er jetzt sah, floß zuerst durch seine Gedanken, nahm dann aber Konturen an, die mit Traurigkeit vermischt waren: Schnee, welcher die Erde nur fleckenweise bedeckte, erzählte die Geschichte seiner Vergangenheit. – Ja, Vergangenheit, wußte er, als er das neu überzogene Sofa anschaute. Er dachte zurück an sie, an die Frau, welche früher hier gelebt hatte und jetzt gegenwärtig war. Dieses Sofa wartete immer auf ihn und seine Frau. Es war so typisch für sie wie ihr etwas verlegenes Lächeln. Sie war wie dieser Schnee, sich festhaltend an etwas, das mehr und mehr ins Vergangene geraten war. Ihr Lächeln schien zu sagen: «Die verstehen meine Zeit nicht, aber trotzdem sind sie hier willkommen.» Wir waren für sie wie eine nicht bestimmte Wirklichkeit, etwas Fremdes, wo ihre Träume noch nicht aufgehört hatten. Sie schaute uns an wie Picasso Gertrud Stein gemalt hat, mit zwei total verschiedenen Augen: zwei Arten zu empfinden, weil zwei Wirklichkeiten vorhanden waren. Und er, er wußte damals, daß er etwas gestört hat, oder besser gesagt beunruhigt hat, eine Welt, welche er nur erahnen, die er aber nicht klar sehen konnte. Können wir andere

wirklich verstehen? Menschen sind nicht nur Bilder, Stimmungen, Gedanken, meinte er, sondern ein Teil der Zeit, ihrer Zeit, wie dieser Schnee, welcher war, aber nicht lange bleiben würde.

Das Haus

Ein Haus redet auch, aber ohne Worte. Wenn du das nicht glaubst, dann tu sehr bewußt folgendes: Geh in dein Haus, wenn niemand zu Hause ist. Jedes Zimmer hat etwas anderes zu sagen. Wir bestimmen, wie ein Haus, wie jedes Zimmer aussieht, aber mit der Zeit bestimmt dieses Haus auch uns. Zum Beispiel, als Rosemaries Mutter gestorben war. Diesen so kalten Winter 1969 werde ich niemals vergessen. Viele starben damals an der Grippe. Es hatte sehr viel geschneit. Rosemarie und ich lebten in Oberreith an der Rosenheimer Landstraße, tief im bayrischen Hinterland. Rosemaries Mutter rief eines Abends an und sagte, daß sie die Grippe hätte, aber Medizin genommen hätte. Die ganze Nacht schneite es, die Straßen waren kaum passierbar. Den nächsten Tag riefen wir Rosemaries Mutter vergebens an. Wir fuhren gleich zu ihr. Wir kamen ins Haus, und da lag sie tot, mit dem Telefon neben sich. Ihr letzter Ruf zu uns? Ihr Zimmer war verwandelt, lebendiger als alles, was ich je erlebt hatte. – Der Tod hat eine lebendige Kraft, welche absolut unheimlich wirkt. Der Tod bestimmte das Zimmer, und das Zimmer war auch lebendig und das Haus auch. Ein Haus redet, aber ohne Worte.

Dieses Haus hat so viel Verschiedenes für mich bedeutet, das gleiche Haus, aber seine vielfältige Sprache kannte fast keine Grenze. Dieses Haus war zuerst Liebe für mich. Hier traf ich Rosemarie in der Zeit unserer Verlobung. Dieses so dunkle Haus, Jahrgang 1938, fast zeitgenössisch mit mir selbst, war damals so

hell wie Rosemaries Haar und meine Liebe zu ihr. Als wir später dieses Haus besuchten nach unserem Jahr in Amerika, sprach es anders mit mir. 1938, das Jahr der Kristallnacht. 1938, und ich als Jude wurde damals dem Tod geweiht. Dieses Haus war überschattet von einer Zeit, welche so unheimlich für mich war und bleibt wie der Tod selbst.

Rosemaries Mutter versuchte uns immer so korrekt zu empfangen, und das Haus war dann wie ein Wartezimmer zu einem festlichen Essen – denn Rosemaries Mutter war Tochter des berühmten Küchenchefs am Königshof von Rumänien gewesen. Das Haus roch gut, und jeder Sitzplatz hatte seine bestimmte Ordnung.

Als wir nach Württemberg zogen und Freunde im Haus wohnten, änderte sich das Haus wieder. Ein Ort für eine Woche Sommerferien. Heller Himmel und dunkle Räume. Das Haus war wie in Erwartung, zwischen dem in sich Begrenzten und der unendlichen Himmelsbreite. Die Luft war voller Blumenduft, das Haus eine Silhouette von sommerlicher Freude.

Und wir kamen zurück. Das Haus hatte lange auf uns gewartet, wie das Land Israel auf sein Volk. Rosemarie blühte selbst auf, und ihre Liebe zu ihrem Haus wurde auch meine Liebe. Wir schufen viel Neues, überdeckt mit frischem Holz. Und das Haus verwandelte sich, wie eine Ehe, die sich erneuert. Neue Blumen wurden gepflanzt, und das Haus selbst nahm Anteil an dieser Änderung, wurde heller. Neue Fenster, auch hinauf zum Himmel, damit das Haus eine neue Sicht der Dinge bekam, und dadurch auch wir. Jetzt war das Haus unser Haus, nicht nur Rosemaries Kindheit, sondern unser Haus. Wir feierten mit dem Haus zusammen. Seine neue Ordnung wurde auch die unsere. Seine Bücher-

regale waren voll mit unseren Büchern, Bücher, die uns geformt hatten wie wir diesem Haus einen neuen Sinn und eine neue Sicht gaben. Das Haus war voll mit Möbeln, die wir im Pfarramt gehabt hatten, mit dem Duft von Tauf-, Trau- und Trauergesprächen. Ja, dieses Sofa sprach leise davon. Und die Bilder machten ihren eigenen Sinn deutlich, ihren Raum, ihre Farben, ihre Formen, welche das Haus spiegelte.

Ein Haus redet auch, aber ohne Worte. Häuser können manchmal sehr lange leben, manchmal länger als ihre Bewohner. Häuser haben auch ihre Geschichte. Wir gestalten sie, wie wir sie haben wollen, aber mit der Zeit gestalten sie dabei auch uns, wie sie uns haben wollen. Dieses Haus hat seine eigene Stimme. Es redet zu uns, manchmal täglich neu.

Violette Beeren (eine wahre Geschichte)

Er war in einer fremden Stadt. Er fühlte sich irgendwie fremd, anders. Er hatte ein tiefes inneres Gefühl, daß diese Stadt, dieser Tag, etwas total anderes, Neues bringen würde. Und dann ging er an ihnen vorbei: Er hatte ihre Farbe nie zuvor gesehen, violette Beeren. Weiße, rote und alle mögliche Beeren hatte er öfters gesehen, aber violette nicht. Und ihre Farbe war hervorstechend, prägnant, als ob sie nichts zu verbergen hätten. Er blieb einen Moment stehen, berührte die Beeren, als ob er fragen wollte: »Seid ihr wirklich so?« Dann nahm er einen gewissen Abstand, schaute nochmals zurück und ging weiter. Ja, diese Stadt war ihm fremd. Spürte er doch, daß etwas total Neues für ihn im Kommen war ...

Der Anruf überraschte ihn: »Johannes, fahr sofort nach Hannover, denn deine Großmutter liegt im Sterben. Die ganze Familie ist da versammelt.« Nach Hannover, wo seine Großmutter jetzt in einem Altersheim lebte. Viele Erinnerungen verband Johannes mit seiner Großmutter. Als er noch jung war, las sie ihm aus einem großen Buch vor, einem großen Buch mit sehr spannenden Geschichten, über einen Mann zum Beispiel, der mit Gottes Engel, oder war es Gott selbst, kämpfen mußte und gewann – gegen Gott gewann? Und dann dieser Mann, welcher als Baby in einem kleinen Kasten in einem großen Fluß ausgesetzt wurde. Und wie eine Prinzessin dieses Baby rettete. Solche Geschichten las

ihm seine Großmutter vor. Er hörte immer innerlich sehr aufgeregt zu. Und dann kam sie zu jemand ganz anderem. Dieser Mensch war mehr als Mensch. Die Augen seiner Großmutter glänzten immer, wenn sie von diesem Mann las. Er war so anders, ja, wie diese violetten Beeren, welche er jetzt unterwegs zu dieser sterbenden Großmutter sah. Überraschend wirkte alles, was dieser Mann sagte und tat. Irgendwie spürte Johannes eine innere Wärme, als er von diesem Mann hörte, als seine Großmutter so innerlich bewegt ihm vorlas. Er wußte es, bevor dieses große Buch zu Ende gelesen war: Dieser Mann war Gott selbst, der allmächtige und auch liebende Gott.

Die Zeit verging bei Johannes. Er wurde älter und manche würden sagen klüger. Er lernte, alles nachzuprüfen, was er las und erlebte. Er hörte von einem Pfarrer, daß dieser Mann, dieser Jesus, ein Mann wie jeder andere war, nur jemand, der besonders gut und barmherzig war. Er hörte, daß Glaube bedeutet, anderen Menschen in Not zu helfen, immer menschlicher werden. Mit der Zeit verlor dieser Mann, dieser Jesus diesen sonderbaren Anspruch an ihn, als ob er wirklich Gott wäre. Johannes ging seinen eigenen Weg durch die Schule in den Beruf. Jedesmal, wenn er seine Großmutter besuchte, sagte sie bei der Begrüßung oder bei der Verabschiedung, und zwar sehr unauffällig in einem leisen Ton: »Johannes, ich bete für dich.« Was sie betete, wußte er nicht, und so gütig seine Großmutter war, so lieb sie zu ihm war, war sie trotzdem wirklich nur eine liebe alte Frau, die in einer alten Welt lebte, die niemals seine Welt war, wie die Welt dieses Buches, aus dem sie ihm vorgelesen hatte.

Jetzt war er unterwegs zu seiner Großmutter, die im

Sterben lag in einer fremden Stadt mit violetten Beeren. Endlich erreichte er sein Ziel, dieses Altenheim. Die Atmosphäre roch ihm nach Tod, vielleicht weil er vorbereitet war auf dieses Sterben. Er traf dort seine ganze Familie. Seine Mutter sagte ihm: »Deine Großmutter ist heute früh gestorben. Wir alle haben Abschied von ihr genommen. Johannes, du hast sie immer besonders geliebt. Geh du jetzt allein zu ihr ins Zimmer hinein, bevor sie weggebracht wird.« Johannes ging voller Angst ins Zimmer, ins Todeszimmer, und sah seine Großmutter zum letzten Mal. Die Angst wich schnell von ihm, denn er sah einen Glanz auf ihrem ganzen Gesicht, einen Glanz, wie wenn sie aus diesem großen Buch gelesen hatte, über diesen Jesus, der ihr Gott war. Ihre Hände lagen auseinander. Er hatte plötzlich das Bedürfnis, diese Hände zu falten wie im Gebet. Die Hände waren noch nicht ganz starr. Er nahm sie langsam, gefühlvoll in seine Hände, faltete sie weich und andächtig zusammen. Und dann geschah etwas Merkwürdiges. Als er die Hände, die zusammengefalteten Hände, in seinen Händen hielt, als er diesen sanften Glanz in ihrem Gesicht erlebte, mußte er plötzlich weinen. Dieses Weinen kam wie ein Strom aus ihm heraus, wie ein lebendiger Strom. Und er traute seinen eigenen Ohren nicht, als er sich selbst hörte, ja, sich sagen hörte: »Herr Jesus, sie ist jetzt daheim bei dir. Herr Jesus, führe du auch mich auf diesen Weg.« Und als er das gesagt hatte, kam ein Bild in sein Bewußtsein: Er war damals ganz jung, und seine Großmutter las ihm mit zitternder Stimme und leuchtenden Augen von ihrem Jesus, jetzt von seinem Jesus vor.

II. DER LETZTE

Weihnachtsmarkt

Er wanderte durch die alte pfälzische Kleinstadt. Weihnachtsmarkt, alles überlaufen von Menschen. Er war nicht sicher, ob er mehr gesehen, gerochen oder gespürt hat – kleine Stände mit ihren Spezialitäten, die überfüllten Räume, alle möglichen eßbaren Spezialitäten, die seinen Appetit anregten. Seine Frau zur Seite, auch ein guter Begleiter, der sie durch Weinfelder führte zu einer Gaststätte, die einzigartig ist in der Welt, eingebaut in ein 1.700.000 Liter-Weinfaß. Er war etwas überfragt, als jemand, der selten mehr als $\frac{1}{8}$ Liter bestellte. Weihnachtsmarkt, sogar ein echter Nikolaus war da – es war der 6. Dezember – richtig angezogen, mit Mitra und allem, was dazu gehört. Und plötzlich, als er aufgehört hatte zu denken, zu erleben, eingebettet in Massen von Menschen und Gerüchen, mit gerösteten Mandeln und Maronen in seinem Abschleppdienst, plötzlich dieses Schild: »Die Synagoge wurde 1339 gebaut« und etwas dazu geschrieben. Er schaute die Steine an und spürte, zwar ferne, aber persönlich: Juden haben auch hier gelebt. Nach vergeblichem Suchen nach einem Weg, um in die Synagoge hineinzukommen, sagte der Begleiter: »Es gab sogar ein jüdisches Altenheim nach dem Krieg, aber jetzt nicht mehr.« Kein Jude wohnte mehr in diesem Ort – Endlösung. Keiner mehr, dessen Blut die gleiche Art von Erregung erlebt wie er. Keiner, der

wußte, was es bedeutet, immer verfolgt, immer in innerer Unruhe zu leben, in Ungewißheit. Er schaute die Menschen an, dieses große Gewimmel, und wußte jetzt: Ich bin der Letzte, ich allein.

Warschauer Ghetto

Die Mauern waren hoch, sehr hoch, und die Häuser auch, Reihe um Reihe gebaut, als ob sie in der Höhe sich selbst finden konnten, aber die Luft war eng. Die Menschen waren wie Bücher, dicht geschrieben, weil dicht empfunden. Sie liebten Bücher mehr als Himmel, Wald und Schnee. Ihre Gedanken kreisten nicht um das, was sie sahen, sondern um das Unsichtbare, die festgeschriebenen Worte ihres Herrn, welche die Räume ihres Empfindens bewohnten, nicht Himmel, Wald und Schnee, sondern Worte, Schritte auf engen Gassen, Fenster, welche irgendwo hineinschauten und nicht hinaus. Ihr Herr war im Jenseits, auch in ihren Landschaften, aber da irgendwie unerreichbar.

Kalte Steine, dicht geschriebene Worte, hohe Mauern verlangen Wärme, menschliche Wärme. Die Liebe war die einzige Zuflucht in so einer Welt, die Liebe in der Geborgenheit der Familie, eine Liebe, welche innig brannte, als die Sabbatkerzen angezündet wurden, eine Liebe, welche die großen Augen der Kinder erahnten.

Hannah träumte von so einer Liebe. Einem Mann, welcher sie immer als seine Braut betrachten würde, auch in dem Schatten des Alters, in dem Schatten der Mauer. Ihre Träume suchten nicht Raum in ihr, sondern Begegnung, nicht rätselhafte Worte, sondern die Berührung der Nähe, als ob sie dann selbst erweckt würde, um ihre Adern zu spüren. Aber ihr ewiger Liebhaber, ihr Gatte, war ein Mann des Buches, des Wortes. Begreifen konnte sie das zuerst nicht: so eine Liebe aus den rhythmischen Übungen seiner Frömmigkeit, eine

Liebe aus Worten. Eingehüllt in die täglichen Gebete, in seine Gebete, war sie auch eingehüllt in seine Arme. Das Feuer seines Eifers für seinen Herrn hatte auch etwas zu tun mit dem Feuer seines Eifers für sie.

Die Mauern waren hoch, sehr hoch, und die Häuser auch, Reihe um Reihe gebaut, als ob sie in der Höhe sich selbst würden finden können, aber diese Steine konnten auch eine innere Wärme bergen, eine schützende und beschützende Liebe. Auch Hannah lernte das.

Der Sprung ins Ungewisse

Langsam kam er zu sich. Zuerst konnte er sich nicht erinnern, wo er war und warum. Das Licht, das durch den schimmernden Wald fiel, half ihm zum Bewußtsein zu kommen. Seine Gedanken kreisten zuerst nicht um das, was geschehen war oder wo er war, sondern um sich selbst, seinen Körper. Es war, als ob er im Gespräch wäre mit seinen Knochen, Muskeln und Gelenken. Schmerzen hatte er, aber er dachte, es kann nichts gebrochen sein. Er stand auf, langsam, als ob er zuerst zu sich kommen müßte. Er streckte seine Glieder aus. Ja, nichts war gebrochen. Er schaute sich um. Nur Wald. Er mußte irgendwo noch in Polen oder gar in Deutschland sein. Kein Mensch zu sehen, kein Haus. Warm war es, aber nicht heiß. – Ja, jetzt konnte er sich gut daran erinnern – Frühherbst, Anfang September. Er schaute sich nochmals um. Niemand war mit ihm gesprungen. Niemand hatte ihn von draußen gesehen, als er die Türe mit Hilfe von anderen plötzlich geöffnet hatte. Sie hatten gewartet, bis der Zug weder zu schnell noch zu langsam fuhr. Sie hatten gewartet, bis der Zug eine Biegung machte – dann konnten sie sich schnell verstecken, weil sie nicht gesehen würden. Er dachte zurück an seine zwei Freunde. Wo waren sie jetzt? Er war als erster gesprungen. Wagten sie es auch oder blieben sie zurück, zusammengepfert, was sicherlich den Tod bedeuten würde. Waren nicht manche von den Älteren an Hunger und Erschöpfung gestorben – und der Gestank im Wagen. Aber jetzt war er mitten im Wald mit mehr als genug frischer Luft um sich herum, aber auch mit

einer ungewissen Zukunft vor sich. Er schaute sich selbst an, wie er vorher seinen Körper nach seinem Wohlbefinden gefragt hatte. Seine Kleider waren nur ein bißchen schmutzig – wenn man sie als Kleider betrachten konnte. Den Judenstern mußte er auf jeden Fall loswerden. Er wußte wohl, was er war, ohne dieses beschämende Zeichen an sich zu haben. Das Zeichen seiner Verfolgung und das Zeichen des Todes. Er löste den Stern von seinen Kleidern. Er beerdigte ihn so schnell wie möglich, und ohne zu wissen, was die Zukunft bringen würde, fing er an zu gehen, Richtung Osten, die Richtung, aus der die Russen ihm entgegenkamen.

Heinz

Die Russen rückten näher. Als er aufwachte, sah er brennende Lichter, überall schrecklicher Lärm. Plötzlich hörte er Stimmen in seinem Haus, fremde Stimmen. Er eilte so schnell er nur konnte zu seiner Mutter. Er hörte ihr Schreien. Er sah, wie ihre Kleider vom Leib gerissen wurden, wie Männer sie zu Boden warfen, drei Männer, vier Männer. Er fing an zu weinen, so laut er nur konnte, aber so laut war der Lärm von draußen, daß er sein Weinen spürte, ohne es zu hören. Er ging in sein Zimmer. Versteckte seinen Kopf in dem Kissen, als ob er diese Männer damit aus seinem Gedächtnis entfernen konnte, vernichten konnte, als ob nichts geschehen wäre. Stille im Haus. Er hörte seine Mutter schluchzen. Sie lag da am Boden fast nackt, als ob ihr Leib ihr nicht mehr gehörte, sondern nur eine zerrissene Seele, da wo ihre Kleider zerrissen lagen.

Elf Jahre alt war er damals. Und dieses Geschehen begleitete ihn, ja, es bestimmte ihn. Er erholte sich nicht, auch nicht, als sein sehr angesehener Vater vom Krieg zurück kam, auch nicht, als er sich in der Schule klug zeigte. Er erholte sich nicht. Der Schrei seiner hilflosen, lieben Mutter hatte etwas sehr tief in ihm, tiefer als er selbst spüren, wissen konnte, erstarren lassen. Es war, als ob er lebendig im Tod lebte, als ob die Welt um ihn nicht mehr Welt war, sondern Schein, nur Schein, wie Lichter ohne Wärme, wie Städte, welche ihre Glasfassaden nur spiegelten – nur Schein, Schein, Schein, auch in ihm selbst. Etwas lag tot da, zu seinen Füßen. Die Welt sammelte sich nochmals mit der

Zeit. Die Stadt, seine Stadt wurde wieder aufgebaut. Die Schulen sammelten nochmals Kinder, mit offenen Armen. Die Kinder ohne Schule merkten, wie ihr Lernen mit ihren Freunden einen neuen Rhythmus in ihr Leben brachte. Heinz spürte das auch, aber alles, was so neu war, neu gemacht wurde, auch dieser Rhythmus, der sein Leben jetzt bestimmen sollte, war wie Schatten, die ihre Bewegung im Nichts machten, in dem Schrei seiner Mutter, in seinem eigenen Weinen, welches er immer noch nicht hören konnte, begraben in den Kissen, die jetzt neu waren, weiß waren, weich waren. Aber er blieb irgendwie kalt, starr, innerlich nicht mehr Kind. Seine Welt endete damals, als er elf Jahre alt war. Alles, was er anfang, nahm kein Ende, hatte kein Ziel. Er lebte im Schatten der Stadt, ging im Schatten eine Scheinehe ein, mit Kindern, welche wirklich Kinder für ihn sein sollten, aber nicht waren. Seine Kinder kannten ihren eigenen Vater nicht, nicht das, was am tiefsten in ihm war. Er nahm Anteil an ihrem Leben, als ob er seine eigene Kindheit zurückgewinnen konnte, aber alles blieb irgendwie im Schatten, im Nachhall dieses einen Schreis, der seine Seele für immer zerrissen hat.

Der Letzte

Es kann eine Kälte geben, bei der man sein Gefühl für sich selbst verliert. Die Sonne ist nur scheinbar da, etwas zu sehen, weit weg in sich selbst verschlossen, aber ganz und gar ohne Wärme. Der Wald ist nur Wald, keine Bäume mehr, sondern eine schweigende Abstraktion. Dunkle Vögel kreisen um einen leicht gefärbten Himmel, als ob dieser Kreis etwas von sich selbst aussagen konnte. An so einem Tag ging er ohne Gedanken durch den Wald – Gedanken kann man nur bekommen, wenn man empfinden kann, aber die Kälte war alles, löschte seine eigene Selbstwahrnehmung aus. Er ging durch den Wald mit einem sicheren Schritt, vielleicht, weil er sich selbst hören wollte, seine Gedanken, seine Gefühle. Er war der letzte, kein anderer kam zurück. Eigentlich stand es in den Büchern, 1944, kein Jude mehr in Lublin, kein einziger. Er aber trotzte den Statistiken, auch den Häschern. Bevor ihr Ghetto abgeriegelt worden war, ging er abends hinaus in den Wald. Damals war es Sommer. Er lebte von Beeren, von wilden Pilzen, manche genießbar, manche nicht. Während des letzten halben Jahres vor Kriegsende wurde er versteckt. Und jetzt kam er zurück, zu einer toten Stadt – tot für jeden Juden, ohne die Schatten der bärtigen Frommen, ohne den lernenden Gesang der Talmud-Schüler, ohne die Steine, welche die nachdenklichen Schritte von Juden jahrhundertlang empfangen hatten. Diese gleichen Steine hatten ihr altes Gehör verloren. Sie blieben stumm und taub für ihn, auch in ihm.

Es kann eine Kälte geben, bei der man sein Gefühl

für sich selbst verliert. Die Sonne ist nur scheinbar zu sehen, weit weg in sich selbst verschlossen, aber ganz und gar ohne Wärme. Der Wald ist nur Wald, keine Bäume mehr, sondern eine schweigende Abstraktion. Dunkle Vögel kreisen um einen leicht gefärbten Himmel, als ob dieser Kreis etwas von sich selbst aussagen könnte.

III. INTERMEZZO

Das Windrad

David war vier Jahre alt geworden und hatte gerade ein Windrad zum Geburtstag bekommen. Ihn faszinierten die bunten Farben. Er schaute sie oft an und dachte und dachte, bis die Farben seines Windrads seine eigenen Gedanken gefärbt hatten.

Es war Sommer, und er und seine Familie wohnten nicht weit vom Ozean entfernt. Sonntags gingen sie dahin, er und seine Eltern und zwei ältere Brüder. David nahm sein Windrad mit. Als sie am Strand saßen, hielt David sein Windrad hoch in die Luft. Es drehte sich schnell, so daß die Farben ineinander verschmolzen. Er schaute und schaute und dachte, daß er sich vielleicht auch so umdrehen könnte. Er stand auf und fing so zu tanzen an. Die Menschen sahen ihn an und lachten, deshalb hörte er bald mit seinem Drehtanz auf. Davids Brüder gingen schwimmen, und seine Eltern ließen ihn für ein paar Minuten allein, um etwas zu essen zu holen. David stand auf, und das Windrad stand gleichzeitig mit ihm auf. David fing an spazierenzugehen. Er schaute gar nicht, wohin er ging, sondern sah nur sein Windrad an. Es drehte sich immer wieder. Er hörte, wie die Wellen auch ihren Gesang machten, er schaute das bewegte Windrad an und ging immer schneller den Wellen entlang: Der Klang der Wellen, die sich drehende Farbe seines Windrads und seine eige-

nen Füße im Sand, alles war klangvoll, farbig, in Bewegung, so daß David sich fühlte, als ob er fast fliegen konnte.

Als seine Eltern zurückkamen, waren sie erschrocken – kein David, kein Windrad mehr da. Sein Vater ging in die eine Richtung, ihn zu suchen, und die Mutter in die andere, aber kein David, kein Windrad. Sie gingen sofort zur Polizei und berichteten von ihrem Sohn und von seinem Windrad. Die Polizei fand David fast sechs Kilometer entfernt! David mit seinem hochgehaltenen Windrad, das seine Farben so lebendig im Wind zeigte. Aber David hörte die Polizei überhaupt nicht. Er hörte nur den Gesang der Wellen, fühlte, wie seine kleinen Füße schrittweise im Sand gingen, und sah weder zur Linken noch zur Rechten, sondern starrte nur auf sein geburtstagsbewegtes Windrad. Unterwegs war er, ganz und gar unterwegs wie seine Vorväter (welche als »wandernde Aramäer« Gottes Volk geworden sind).

Ob Schuhe schwimmen können?

Ob Schuhe schwimmen können – dieses Thema ist vielleicht für die meisten nicht gerade sehr wichtig. Es gibt andere Themen, die uns fesseln, die uns aufregen und zum Nachdenken bringen. Aber für den dreijährigen Andreas war dieses Thema – ob Schuhe schwimmen können – sein Thema und von größter Wichtigkeit.

Manchmal schaute er seine eigenen Schuhe an, wenn er abends zu Bett ging. Sein Schlaf, seine Träume brachten ihn in eine ganz andere Welt, als ob er fliegen könnte. Wenn er aber aufwachte, waren seine Schuhe genau da, wo er sie hingestellt hatte vor diesem seinem »fliegenden« Schlaf. Blieben sie eigentlich die ganze Nacht stehen, oder waren sie auch in ihrer Art und Weise geflogen wie er in seinen Träumen? Schließlich landete er auch in dem gleichen Bett, von wo aus er hinausgeflogen war in die Welt der Träume.

Und dann schaute er manchmal seine Schuhe beim Spaziergehen an. Sie gingen mit ihm. Wenn sie so gehen konnten, vielleicht konnten sie auch fliegen oder gar schwimmen. Dreijährige sehen die Welt – Gott sei Dank! – aus einer ganz anderen Perspektive als wir Erwachsenen.

Und dann kam der große Moment der Entscheidung. Bei einem Ausflug an den Schliersee sah Andreas, der dreijährige Andreas, wie die Schwäne so gut schwimmen konnten – und ja, auch fliegen konnten mit weit ausgespannten Flügeln. Sogar die bunten Enten konnten das gleiche tun, aber nicht so beeindruckend, aber tauchen konnten sie gut – »Schwänzchen in die Höh'!

Andreas schaute das alles an, schaute seine Schuhe an, die Schuhe, von denen er dachte, daß sie am besten fliegen oder gar schwimmen konnten, und als seine Eltern im Gespräch waren, zog er schnell einen Schuh aus und ließ ihn in den Schliersee fallen – zuerst, um zu schauen, ob er fliegen konnte wie die Enten und Schwäne, aber dann, ob er zumindest so gut schwimmen konnte wie sie. Sein Schuh schwamm langsam, sehr langsam in Richtung Boden. Sein Vater sah plötzlich, was passiert war. Seine Mutter schrie laut: »Seine neuen Schuhe!« Sein Vater sah einen Straßenkehrer vorbeikommen, riß ihm den Besen schnell aus der Hand, was fast zu einer öffentlichen Auseinandersetzung führte, und holte den neuen Schuh aus der Tiefe. Ja, dachte Andreas etwas traurig, fliegen kann mein Schuh nicht, aber ein bißchen schwimmen schon.

Ihre Welt und dieser Vorhang

Seit diese neuen Vorhänge, diese leichten, feinen, so zärtlich blauen Vorhänge in ihrem Schlafzimmer hängen, scheint ihr Leben auch so leicht, blau und fein wie diese Vorhänge, scheint an diesen Vorhängen zu hängen. Jeden Morgen, wenn sie aufwacht, spürt sie, wie das Licht langsam ihre Vorhänge hell macht, erheitert, und so wacht sie auch erheitert auf. Nachdem sie ihre Zähne, bewußt einen nach dem anderen, geputzt hat, bis ihr Weiß zu ihren Vorhängen paßt, zieht sie sich an, als ob die Vorhänge ihr Rock wären, und zu so einem feinen, blauen, zärtlichen Rock braucht man eine schön gebügelte Bluse, so weiß, wie ihre lächelnden Zähne. Nach dem Frühstück macht sie die Vorhänge auf. Es ist, als ob sie sich selbst öffneten zu diesem Morgen hin. Das Licht strömt durch ihre ganze Person, und das Licht erhellt sie blau und zugleich weiß. Ja, sie ist Bayerin.

Wenn sie nach ihrer Arbeit nach Hause kommt, macht sie ihre blauen, feinen, zarten Vorhänge zu, als ob sie sagen wollte: »Jetzt will ich mich ein bißchen ausruhen, und diese, meine Vorhänge werden die Wache über mich halten.«

In der Nacht, wenn niemand es sieht, liebt sie es, die Vorhänge wieder aufzuziehen. Gerade das Berühren dieser Vorhänge macht etwas hell in ihr, als ob es gar nicht Nacht wäre. Sie tut das vor allem, wenn sich die Sterne am Himmel einer nach dem anderen sichtbar machen, so fein und glänzend wie ihre sauber gebürsteten Zähne. Die Sterne gucken sie an und sie guckt die Sterne an, als ob eine Begrüßung nicht nur nötig

wäre, sondern sehr persönlich sein müßte. Manchmal muß sie auch ein bißchen blinzeln, denn sie sieht nicht so genau wie die Sterne, die auf sie schauen.

Diese Vorhänge bleiben für sie ihr Leben lang eine Art Eintritt in die Welt, eine Öffnung zu etwas Neuem und Hellem. So kindlich sollten alle Gotteskinder sein und bleiben, ob sie Bayern sind oder nicht.

Autoehe

»Auto« – das war sein erstes Wort. Umleitung, das wird bestimmt sein letztes Wort sein. Wenn ich ihn beschreiben soll – denn ich kenne ihn, seit er sehr jung war, kam er zu sich selbst, definierte sich innerlich wie äußerlich nur in bezug zu Fahrzeugen. Zuerst hatte er einen Roller, oder besser gesagt, dieser Roller hatte ihn. Er hatte ihn, der Roller führte ihn, er machte ihn wirklich lebendig. Danach kam sein erstes Dreirad – er lächelte mich so zufrieden an, oder war es das Dreirad, das lächelte? Ich konnte es nicht genau sagen, denn das Dreirad machte Torsten zu Torsten, und Torsten machte das Dreirad zu einem wahren Dreirad, denn er gab ihm Richtung, Geschwindigkeit, Lenkung jeder Art. Und sein Lächeln kam mir vor wie das Gesicht seines Dreirads.

Und dann kam sein erstes Fahrrad – zuerst ein bißchen zu groß für ihn, aber er streckte sich, bis das Rad und er fast zueinander paßten. Er fuhr so schnell er nur konnte, zuerst mit zwei Händen, dann mit einer und zuletzt ohne Hände. Er brauchte keine Hände, denn das Rad lieh sie ihm sehr großzügig, fast selbstverständlich. Torsten ohne Rad wäre so etwas wie Jaffin ohne Dackel, etwas weniger, als was er wirklich war. Er und sein Rad gingen zur Schule. Er und sein Rad rasten mit vielen Kunststücken nach Hause. Er und sein Rad waren ständig unterwegs.

Und dann kam der entscheidende Moment seines Lebens, sein Sinn und seine Zielsetzung – sein erstes Auto. Auto. Ja, Farbe, Form, Lenkung, Geschwindigkeit. Auto, Auto, nur Auto, nur Torsten. Torsten und

Auto, Auto und Torsten. Dies war eine richtige Ehe, eine ganz moderne Ehe, eine unzertrennliche Ehe – ja, wie die modernen Ehen unserer Zeit, unzertrennlich, bis es abgegriffen, verbraucht sein würde und bis ein schöneres Auto, sein Auto, sein Gemüt, sein ganzes Wesen, Leib, Geist und Seele anlächelte. Auto war sein erstes Wort. Und Umleitung (wohin, weiß nur Gott) wird sicherlich sein letztes Wort sein.

Die Geschichte von Hortensius Marder (von ihm selbst erzählt)

Ich wollte niemanden stören. Wir Marder sind ein schüchternes Volk. Nur abends trauen wir uns, hinauszugehen, wenn alles still ist, wenn die Menschen schlafen. Ja, ich wollte niemanden stören. Ich habe gewußt, daß ihr Speicher (Dachboden) frei war – niemand wohnte da, außer ein paar durchreisenden Mäusen. Selten gingen die Menschen da hinauf – ich sage nicht, wie ich das alles lernte, wie ich den Weg hinauffand – wir Marder behalten unsere Geheimnisse für uns.

Tagsüber habe ich mich gut erholt, wie es einem Marder in meinem Alter geziemt (etwas reiferer Jahrgang), aber abends, als alles still im Hause war, fand ich meinen Weg zum Garten. Ich weiß, wie die Menschen ständig sagen: »Das ist Geschmacksache.« Wir Marder finden das auch. Es gibt verschiedene Gründe, warum wir Marder Autos bevorzugen. Mein Vater zum Beispiel (ich halte ihn ständig im Gedächtnis, vor allem beim Autoknabbern), mein Vater hat VWs bevorzugt. Geschmacksache, könnte man wohl sagen. Vielleicht, weil er selbst nicht aus der gehobenen Schicht stammte. Vielleicht war das seine demokratische Gesinnung, oder vielleicht schätzte er die Kabel und Gummi im VW am meisten, weil gerade diese vier Beine am leichtesten und am häufigsten zu knabbern waren. Es gibt unter Mardern, wie ich glaube, auch unter Menschen, einen ausgeprägten Klassensinn, der unseren Geschmack auch mitprägen kann. Ich lernte als junger Marder

meines Vaters Geschmack etwas auszuprobieren, aber ehrlich gesagt, VW-Kabel und -Gummischläuche sind nicht gerade meine Sache. Sie schmecken einfach etwas zu proletarisch für einen Marder wie mich in der Wohlstands-/Genießergesellschaft von heute – meine Vorväter wußten von den schweren Jahren nach dem Krieg. Auch will ich mich nicht über meinen Vater und seine Art und Weise zu sehr überheben – schließlich bin ich sein Sohn – Blut von seinem Blut, Gebiß wie das seine. Mercedes und BMW kommen deswegen nicht für mich in Frage. Jawohl, Sie haben es richtig geraten, ich bin Opelspezialist. Ich will hier nicht verallgemeinern, denn ich habe Marderfreunde von der Oberschicht, die ihre Zuneigung zu Mercedes, BMW und sogar Porsche pflegen. Aber wie gesagt: »Das alles ist eine Geschmacksache!« Ich genieße sie, ich träume von ihnen, wie elegante Frauen eine Mozartkugel oder vier oder fünf genießen. Aber soziales Bewußtsein habe ich auch. Die moderne Technologie ist nicht zu bremsen, auch nicht mit ABS-Bremsen. Das erinnert mich an den Turmbau von Babel, Lärm und Schmutz, alles im Namen des Fortschritts. Ich lege hier meinen Protest ein, und zwar gebißmäßig in so vielen Opel-schläuche und -kabel, wie ich nur kann. Protest, ja-wohl, Protest gegen diesen Scheinfortschritt.

Wir wollen auch nicht den ästhetischen Aspekt übersehen. Sie spielen laute Musik, seit ich im Speicher hause. Zuerst waren es diese Bum-Bum-Beethoven-Ouvertüren und Bang-Bang-Symphonien. Zu solchen Zeiten pflege ich Waldspaziergänge zu machen. Und dann diese Steigerung des Lärms – Wagner, Tannhäuser. Bei solch überflüssigem Lärm hocke ich mich in die Bäume oder jage kleine Eichhörnchen als eine

Art von Sonntagssport – Kabel und Schläuche, Opelkabel und -schläuche gefallen mir viel besser. Sie haben dann sogar Hard Rock versucht. Aber ich blieb in meinem bequemen Eck, wartend, bis sie selbst genug von dieser modernen Unmusik gehört hatten, vielleicht sich selbst vertrieben hatten. Nein, ich bleibe als sensibler Marder bei Haydn und Mozart, solche Kammermusik für meine Kammerseele, daß ich mich zusammenrolle aus reinem Vergnügen, in quietschender Freude, ein Vergnügen, welches nur der moderne Opel überbieten kann mit diesen so feinen Kabeln und Schläuchen, gut für die Zähne, gut für das Gewissen, gut für die Verdauung, gut für jeden Mittelklasse-Marder wie mich, der in einer Wohlstandsgesellschaft aufwuchs und auch ein modernes Gewissen/»Gebissen« besitzt.

Leider ist diese Geschichte biographisch/autobiographisch.

Money Girl

Vielleicht war sie gar nicht richtig zu sehen. Zumindest sah ich sie nicht genau. Vielleicht gibt es Menschen, die ihr in etwa gleichen, die Welt so sehen, empfangen wie sie, und vielleicht können solche Menschen sie sehen, wie sie wirklich ist. Ich weiß es nicht, aber für mich war sie eine Spiegelgestalt hinter Glas, als ob das Glas ihr wahres Gesicht wäre. Oder hat sie mich wirklich angeschaut? Ich weiß es nicht. Ich erinnere mich gar nicht an ihr Gesicht – sie hat eines, da bin ich sicher, ein Gesicht wie jeder Mensch oder war es nur gespiegeltes Glas, hinter Glas, hinter einer Pose, einer Maske, hinter der sich das Selbst verbirgt, als ob sie ein Selbst, ein Ich hätte – dessen bin ich gar nicht so sicher. Ich erinnere mich an ihre Hände, an ihre Haare. Ein bekannter Rabbiner sagte mir einmal: »Haare bedeuten Sinnlichkeit.« Vielleicht. Der Talmud hat sicherlich etwas darüber gesagt, aber dieses Haar, so schön, so exakt es gekämmt war, war gar nicht sinnlich, eher sachlich. Ihr Haar war etwa wie Gold, nein wie Geld, wie das Gold, das hinter dem Geld stand. Haar als Geld und Hände, die sich unablässig durch diesen Strom der Scheine bewegten. Geldscheine, Wellen von Macht und Wirklichkeit, oder doch nur Papier? Sie war auch so angezogen, in einem Kleid, das weder fröhlich noch sinnlich, sondern nur sachlich bestimmt war, als ob diese Wellen von Scheinen, von Geldscheinen nur in diesem sachlichen Kleid ihren endgültigen Ausdruck fanden, ihre Ruhe fanden, wie ein Christ seine Ruhe im Gebet findet. Und ihre Stimme, ich hörte sie genau, aber sie

sprach nicht wie eine Person, sondern wie eine Sache, wie die Stimme am Telefon von jemand, den man nicht kennt. Ihre Stimme war wie das Komma nach einer Geldziffer, nicht der endgültige Punkt, sondern nur dieses – nicht unwichtige – Komma. Ich übergab ihr das Geld für mein Konto, und sie lächelte mir etwas automatisch zu, als ich wegging. Ich weiß es nicht, aber für mich war sie eine Spiegelgestalt, hinter Glas, als ob das Glas ihr wahres Gesicht wäre.

Priscilla oder Die Macht des Wortes

Es gibt immer noch Menschen, die an die Macht des Wortes glauben. Ich denke hier zum Beispiel an Pfarrer Gläsenbaum. Unser Pfarrkonvent war, wie es sich geziemt, reichlich zerstritten in verschiedene theologische Richtungen. Und Gläsenbaum stand auf und hielt eine duftige Predigt über das gemeinsame Kaffeetrinken. Was so besonders versöhnlich war an diesem Vortrag, kam nicht unbemerkt aus dem Nebenzimmer. Ja, der feine Duft eines Versöhnungskaffees, denn alle waren sich hier einig, ausnahmsweise auch ich, der normalerweise nur schwarzen Tee trank. Aber die Macht des Wortes (und der begleitende Duft) hat mich, wenn nicht theologisch, doch schlüpfend vorläufig bekehrt.

Politiker können uns alles mögliche einreden, aber die Sache wird letzten Endes erst ernst, wenn sie selbst an das glauben, was wir oder manche von uns klugerweise ablehnen. Deshalb kann mich die Reklame (mit schöner Unterhaltungsmusik im Hintergrund) sogar einstimmen auf solch aparte Artikel wie fettfreie Sonnenblumenkerne oder zuckerfreie Schokolade für Nichtdiabetiker.

Es gibt aber Menschen, die die Fähigkeit besitzen, so blumig und überzeugend zu erzählen, daß wir jedes Wort von ihnen glauben, auch wenn die Tatsachen total umgestellt werden.

Priscilla war eine solche Frau. Worte sind bei solchen Frauen nur der Kern der Sache, die eine duftige Umrahmung brauchen, wie es dieser Kaffee aus dem Nebenzimmer war. Priscillas Duft umgab sie wie ihre

Worte mit ihrer Wirklichkeit. Wie alle Frauen ihrer Art, liebte auch Priscilla allzu farbige Kleider, und ihr Lachen ertönte gegen jeden möglichen Widerstand zweieinhalb Zimmer weiter.

Und was erzählte Priscilla? Alles. Wie es von den Gemälden van Goghs gesagt wird, war nichts zu bescheiden für ihre Darstellungen. Priscillas Wortkunst war der Familie gewidmet. Vor allem schwärmte sie von ihren drei Enkelkindern. Der erste, Thomas, 17 Jahre alt, war unteres Mittelmaß in der Schule, hatte kaum die Maßstäbe der Grammatik erreicht, ob Duden oder nicht, und war nur in einem glänzend: Seine Schuhe waren brillanter geputzt als alle anderen, die ich gesehen hatte. Und was erzählte Priscilla von diesem Schuhputzer Thomas? O wenn man nur tief in seine Augen sah, merke man, was für eine Seele er habe. Zwar gab er nicht an (anders als seine Großmutter), aber hinter seiner Sprachlosigkeit, auch in der Schule, verberge sich ein tiefer Geist, meinte sie. Und Cosima, die zweite, jetzt 14? Cosima las Bravohefte mit Bravour. Sie träumte vom großen Glück, einem Mann mindestens zwei Meter fünf, dunkel, mit einem schillernd farbigen Auto, einer so tiefen Stimme, die durch ihre flimmernden Augen, tief, tiefer als das Rauschen des Meeres sinken würde. Und was erzählte Großmutter dazu? Oh, Cosima war trotz äußeren Scheins (davon hatte Großmutter selbst genug) ein braves, gehorsames Mädchen, mit dem jeder Mann, auch unter 1,70 glücklich sein könnte. Denn sie war so anpassungsfähig, an so vielem interessiert, wie Radfahren zum Beispiel, die Natur und viel, viel mehr. Der kleinste, Sebastian, war erst sechs, aber ein junges Genie. Wie eifrig er alles beobachtete (vor allem bei den Mahlzeiten, ob Pom-

mes dabei waren); wie anhänglich er seiner Mutter gegenüber war (ja, vor allem in der Eisschleckzeit) und wie artig er immer war (wenn man seine aktiven Füße unter dem Tisch seiner Schwester gegenüber nicht bemerkte).

Priscilla erkannte die Macht des Wortes. Sie redete und redete, bis niemand mehr zu Wort kommen konnte, und nachdem ihr die Puste ausgegangen war und sie für einen stillen Moment ein bißchen parfümierten Tee schlürfen konnte, dachte sie: »Jetzt merken die alle, wie still und innig ich wirklich bin, und wie bescheiden dazu!«

Joachim

Er wollte immer alles genau verstehen. Er schrie als Säugling und bekam zu essen – sogar später im Leben kam er manchmal in Versuchung, als er Hunger hatte, genauso laut zu schreien. Er beobachtete alles so sorgfältig wie möglich, wie zum Beispiel die Blätter im Herbst ihre Farbe änderten und dann zu Boden fielen. Als Kind lief er den fallenden Blättern nach, versuchte sie in der Luft zu fangen, und dann schaute er sich sehr genau an, welche Farbe sie bekommen hatten. Er dachte dabei, wenn ich diese Blätter in der Hand halte, sie genau angeschaut habe, erst dann glaube ich wirklich, daß sich ihre Farbe geändert hat. Alles mußte selbst beobachtet werden. Alles mußte selbst bis in die Finger hinein, sogar bis in den eigenen Puls hinein gespürt werden, und erst dann war das Etwas wirklich etwas mit Namen und Sinn.

Joachim war immer gut in der Schule, vor allem in Mathematik – hier gab es nichts Unsicheres. Entweder hat man richtig geantwortet oder nicht. Seine Aufsätze aber machten ihm Probleme, d.h. nicht das Schreiben, sondern ihre Beurteilung. Er schrieb immer genau, was er sah und was er dachte, aber seine Lehrerin meinte dazu: »Joachim, die Welt ist mehr, als was wir wissen, verstehen können. Lies bitte den Anfang von Shakespeares Hamlet.« Joachim tat das und fand die Gedanken seiner Lehrerin schwarz auf weiß zu lesen, aber von einem Dichter. Was soll denn ein Dichter von der Wirklichkeit wissen? Joachim wußte: Ich glaube nur an

das, was ich sehen kann, spüren kann, denken kann. Alles sonst ist ungewiß. Und so erstrebte er recht fleißig einen Beruf, der seinen Vorstellungen entsprach, er wollte nämlich Ingenieur werden, Brücken bauen. Das war alles meßbar, bestimmbar.

Joachim spürte als Teenager innere Erregung, wenn er manchen Mädchen begegnete. Das beunruhigte ihn sehr. Deswegen machte er eine Liste von solchen Mädchen, wie sie aussahen, welche Farbe ihre Haare hatten, wie groß und wie schlank sie waren, und manche anderen Details. Und dann wußte er, daß er solche Mädchen meiden mußte, denn sie erweckten etwas in ihm, was er selbst nicht bestimmen konnte, etwas Ungenaues, wie ein Bild ohne klare Konturen. Joachim entschied sich zu heiraten, denn eine Frau konnte für ihn Ordnung zu Hause schaffen und Kinder erziehen für die Zukunft. Liebe war ein Wort, das er nicht verstand. Er heiratete ein Frau, die genau dachte und plante wie er. Er lebte durch seinen Terminkalender, aß und trank mäßig, verbrachte seine Freizeit mit Flugzeugmodellbau und dann im Keller mit seinen Modellzügen. Hier spürte er Ordnung, etwas, das er im Griff hatte.

Aber eines Tages wurde Joachim krank. Er ahnte zuerst nicht, wie ernst diese Krankheit sein könnte, bis er die Röntgenbilder sah und die Erklärung des Arztes hörte. Krebs hatte er, auch Metastasen. Aber wie sollte er sich auf seinen Tod vorbereiten? Den Tod hatte er nie erfahren. Er bekam Angst vor etwas, das er nicht verstehen konnte, nicht begreifen konnte, nicht berühren konnte, nicht ausdenken konnte. Er bekam Angst und hatte mehr Angst wegen seiner Angst. Angst bestimmt mich, meinte er. Seine Frau besuchte ihn im

Krankenhaus, sagte alles, was man sagen sollte, brachte ihm sogar ein Buch mit Bildern von Modellflugzeugen und sagte: »Joachim, du wirst bestimmt gesund.« Er glaubte das aber nicht, nachdem er die Bilder von den Ärzten gesehen und ihre wissenschaftliche Erklärung gehört hatte.

Kurz danach starb Joachim auf einem sauberen Laken, mit dem Buch über Modellflugzeuge neben seinem Bett. Als er starb, fielen draußen die herbstlichen Blätter, verschieden gefärbt.

IV. BEGEGNUNGEN

Die Geschichte von Anselm P. Langfuß

Er schaute aus dem Fenster, hörte, wie die Vorhänge durch seine Hände geöffnet wurden. Sie machten eine Art von Musik in ihm, etwas, das er nur für einen Augenblick spüren konnte. Was er sah, war grau in grau. Drei Tage lang hatte es geregnet, und es war, als ob die Schatten der Stadt in ihm, ein Teil seiner Person wären. Er lebte seit zwei Jahren allein. Eine gute Ehe hatte er gehabt. Sie hatte etwas Farbe in sein eintöniges Leben gebracht durch die Helle ihrer Kleider, die Art, wie sie ihn liebevoll anschaute, seine Hand zum Schwingen brachte. Aber jetzt war sie tot. Er mußte seine Sachen selbst richten. Freunde hatte er auch, mit denen er zwei- oder dreimal in der Woche Karten spielte. Aber er wußte, daß er im Schatten lebte, daß sein Zimmer irgendwie ein Teil seiner Person geworden war, und es war still und dunkel. Mehrere Monate lang hatte jeder Ort seines Zimmers eine Art von Leben in sich, Leben, das er mit seiner Frau geteilt hatte, so daß ein Stuhl mehr war als nur ein Stuhl, sondern ein Ort, wo sie gesessen und gestrickt hatte. Irgendwie fühlte er, daß dieses Stricken, diese Hände immer noch da waren, immer noch da im Schatten lebten. Um keine Angst vor sich selbst, vor seiner Einsamkeit zu bekommen, drehte er den Fernseher an, wenn er müde geworden war. Er lebte ein bißchen auf in der Welt, in

diesen Bildern, die von außen, von überall her zu ihm kamen.

Ja, und sein Beruf. In der Schule hatte er es nicht weit gebracht, einen durchschnittlichen Hauptschulabschluss und das mit Mühe. Er suchte nach dem Krieg Sicherheit und bekam eine Stelle bei der Stadt, in einem großen Museum, mit sehr alten Bildern. In den drei Sälen, die er zu betreuen hatte, lernte er, wann die schönen Bilder und Holzschnitte geschaffen wurden: vor allem im späten Mittelalter.

Jeden Tag, außer Montag, kam er, um diese drei Säle zu betreuen. Er hatte seinen eigenen Stuhl im ersten Saal und sogar eine eigene Uniform, auf die seine Frau sehr stolz gewesen war. Sie hatte dafür gesorgt, daß sie immer schön und sauber gehalten wurde. In den ersten Wochen hatte er selbst die Bilder betrachtet, diese Holzschnitte, mit staunenden Augen. Da war Jesus mit seinen zwölf Jüngern. Oben schwebten sogar zwei Engel über ihren Köpfen. Außer in seinem Saal hatte er nie Engel gesehen. Was ihn aber am meisten beeindruckte, war dieser große Esel mit Schlappohren und Jesus, der auf ihm ritt. Das war in seinem zweiten Saal. Er lernte sogar, wer das alles gemacht hatte und wann. Wenn jemand fragte: »Wo ist der Riemenschneidersaal?«, antwortete er immer korrekt: »Im dritten Saal, acht vollständige Werke haben wir von ihm.« Wenn man ihn fragte: »Und aus welcher Zeit stammt dieser segnende Jesus, der so fein auf einem Esel reitet«, antwortete er: »15. Jahrhundert, Spätmittelalter.« Gerade sein Auftreten gab ihm einen Sinn von Autorität, genau wie sein Stuhl und vor allem seine offiziellen Kleider, die er nun, da seine Frau nicht mehr lebte, immer in den nötigen Abständen reinigen ließ.

Aber mit der Zeit ergriff sein Stuhl in der rechten Ecke des ersten Saals immer mehr Besitz von ihm. Wenige Leute kamen, um diesen Esel und Jesus oder auch, um die Engel zu sehen. Immer weniger wurde er nach dem Künstler und der Entstehungszeit seiner Bilder und Holzschnitte gefragt. Zwar, wenn Menschen kamen, stand er sofort auf und begleitete sie mit einigem Abstand von Zimmer zu Zimmer, um zu zeigen: Ich bin für sie da, und ich bin der offizielle Beschützer alles dessen, was in meinen drei Sälen zu finden ist.

Als aber die dunkelste Zeit im November kam, saß er nicht mehr nur auf seinem Stuhl, sondern gelegentlich schlief er auch. Ja, wenn er ein Geräusch von Menschen hörte, stand er langsam und vornehm auf, und manchmal begleitete er diese Interessierten durch seine drei Säle.

Es geschah an einem Donnerstag nachmittag, spät im November. Der Tag begann wie jeder solche Novembertag mit einem selbstgemachten Frühstück aus Marmelade und Semmeln – nur sonntags aß er ein Ei dazu. Er konnte damals nicht ahnen, was für ein besonderer Tag dieser Donnerstag werden würde. Ja, seinen Geburtstag feierte er gerne mit seinen Kartenspielerfreunden. Er lud sie sogar zu einem Bier ein. Und Ferien genoß er auch, meistens im Gebirge, das hoch über ihn ragte, und ihm einen Sinn von Wichtigkeit gab, wie die Heiligenscheine über seinen Bildern.

Er ging zu seinem Stuhl nach einem kurzen Imbiß zu Mittag. Niemand war im Raum, und er war wie immer ein bißchen müde nach dem Essen. Sein Stuhl wartete auf ihn, und langsam, nachdem er eine gewisse Zeit über seine drei Zimmer gewacht hatte, schlief er ein.

Aber was war das? Er hörte, wie sich etwas aus seinem zweiten Saal bewegte. Nein, es waren keine Besucher. Es bewegte sich, daß der alte Holzboden knarzte. Es bewegte sich zu ihm. Er machte sofort die Augen auf. Niemand war im Saal. Er schüttelte seinen Kopf, zwei-, dreimal. Und dann sah er, was er nicht glauben konnte. Jesus, der 15. Jahrhundert-Jesus, kam angerollt auf seinem Esel ihm entgegen. Langfuß stand sofort auf. Der Esel gab einen eselartigen Laut von sich, und Jesus ließ sich von ihm rollen zu Anselm P. Langfuß aus der Augustinstraße 17 im Westend von München. Nicht nur das, sondern Jesus stand langsam von seinem Esel auf, und plötzlich fingen die Engel, die Maria Magdalena aus dem Ende des Mittelalters begleiteten, an, ihm entgegenzuschweben, und Maria sah gar nicht unbegleitet aus. Die Engel blieben über seinem Kopf stehen, Jesus kam ihm direkt entgegen, der Esel gab noch einen Esellaut von sich – ja, es war kein Traum. Esel gaben solche Laute nicht im Traum von sich, zumindest nicht in seinen Träumen. Und Jesus stand auf von seinem Esel, kam ihm direkt entgegen. Anselm wußte nicht, was er tun sollte. Er sah auf seinen Bildern, wie Könige sich sogar vor Jesus in Demut verbeugten. Er aber war gar kein König, nur ein Wärter in seinen drei Sälen. Als er nachdachte, was er tun sollte – seine Frau, die etwas fromm war und abends und morgens betete und sogar Weihnachten in die Kirche ging, sie hätte ihm jetzt sicherlich helfen können, aber sie war tot. Aber bevor er überhaupt etwas sagen oder tun konnte, kam Jesus auf ihn zu, setzte ihn auf den Esel, der für eine Zeit ruhig hielt. Jesus sagte zu ihm: »Komm, ich habe eine lange Reise mit dir zu machen!«

Am nächsten Tag kamen alle die Wärter zur richtigen

Zeit, jeder zu seinen drei Sälen. Aber Anselm P. Langfuß fehlte. Das war noch nie passiert, nur einmal, als er die Grippe bekommen hatte. Ein Wärter mußte durch Anselms drei Säle gehen und merkte, daß der Jesus, der segnende Jesus auf seinem Esel fehlte. Sofort wurde die Polizei alarmiert. Es gab eine große Suchaktion sowohl nach Anselm als auch nach Jesus und seinem Esel. Aber nach Wochen und Monaten wurde nichts, aber auch gar nichts gefunden, weder der wertvolle Jesus und sein Esel noch der gute Wärter Anselm P. Langfuß.

Fast 60

Sie schaute in den Tag hinein. Regentag. Die leichten Winterschatten spiegelten sich in ihren Gedanken. Sie sah, wie ein Licht im Nachbarhaus eingeschaltet wurde. Sie hatte immer gewußt, daß das Leben wahren Sinn, nicht vor allem durch das Tun gewann, sondern wie jetzt in der Stille allein, in der Reflexion. Ihr Mann war tot, und vorgestern war die Hochzeit ihres jüngsten Kindes. Ihre drei Kinder gingen seit langem ihre eigenen Wege – hatte sie nicht auch das gleiche getan? Ihr Mann hinterließ ihr eine gute Pension. Sie brauchte nicht unbedingt nochmals zu arbeiten – nach der Geburt ihres Sohnes Alexander war sie zu Hause geblieben. Sie hatte sich an ihren Mann angepaßt, auch an die Erziehung ihrer drei Kinder. Ja, sie brauchte etwas trotz ihrer vielen Freunde und Bekannten, aber sie hatte Angst davor, sich noch einmal eine Arbeit zu suchen. Würde sie überhaupt Arbeit finden – abgelehnt zu werden in ihrem Alter war schmerzlich. Und konnte sie sich nochmals so schnell einarbeiten? Über drei Jahrzehnte war es her, seit sie so gearbeitet hatte. Sie war auch nicht mehr die Jüngste, fast 60.

Sie schaute in den Tag hinein, in diesen Regentag im Frühwinter, wenn alles sich so leicht spiegelte, nicht nur draußen, sondern in ihr Leben hinein. War ihr Leben denn zu Ende, der Sinn – Liebe, Ehe, Kinder – verloren? Ihre Kinder hatten ihr eigenes Leben vor sich. Sie erinnerte sich, wie das war in den ersten Jahren ihrer Ehe. Ihre Eltern wohnten weit weg, und diese Entfernung war auch eine geistige/seelische. Sie hatte

ganz andere Werte, Freunde und Interessen als ihre Eltern. Auch die Lebenszeit trennte. Das spürte sie jetzt in ihrer Beziehung zu ihren eigenen Kindern. Ihre Welt war eine ganz andere als die, in der sie selbst vor fast drei Jahrzehnten gelebt hatte. Andere Welt, andere Menschen, andere Lebensphase. War denn ihre Zeit, waren ihre Aufgaben wirklich zu Ende? Noch nicht 60, sicherlich noch nicht alt, auch wenn sie manche Krankheiten, sogar Krankenhausaufenthalte hinter sich hatte. Sie spürte auch, daß ihr Körper und ihre Gedanken sich etwas verlangsamt hatten – konnte sie dann überhaupt arbeiten in einer Berufswelt, in der sich alles so schnell veränderte? Lebte sie nicht in einem anderen Rhythmus?

Sie schaute in den Tag hinein und dachte nach. Der Regen war wie eine Stimme, die leise, ganz leise zu ihr sprach. Die leichten Schatten dieses frühen Wintertages waren ihre Schatten, spiegelten ihr Leben. Sie dachte nach, und dann sagte sie sich fast automatisch, das Haus muß in Ordnung gebracht werden. Und als sie das tat, war es, als ob sie eine neue Ordnung angefangen hätte, in ihrer eigenen Person.

Waldemar und seine Katze Trudy

I

Normalerweise schlief Waldemar gut ein. Er freute sich über sein Dachfenster, aus dem er die Sterne gut sehen konnte, auch wenn er ein bißchen kurzsichtig war. Er hörte, wie der Wind durch die Blätter wehte, er schaute weit in den Himmel und das Nächste, was er wußte, war, daß er aufwachte, meistens um 2 Uhr in der Früh. Denn Waldemar war etwa 55 Jahre alt, und in diesem Alter wachen die meisten Männer ein- oder sogar zweimal in der Nacht auf. Waldemar lebte allein in einem alten Haus außerhalb der Stadt. Seine Frau lebte nicht mehr. Er hatte seine Frau sehr geliebt und fühlte sich etwas einsam, auch wenn er viele Freunde und Verwandte hatte.

Waldemar berührte seinen großen Schnurrbart drei- oder viermal und entschied, daß er jetzt mehr wach als schläfrig war. Er ging zur alten Holzterasse und fand wie gewöhnlich den Weg zu seinem vollgestopften Kühlschrank. Er aß ein bißchen Schokolade, seine große Liebe, und dann nahm er einen harten Apfel (der Gesundheit wegen) und ging langsam die Treppe wieder hinauf ins Bett. Nochmals schaute er die Sterne an und grüßte sie persönlich, als ob sie Freunde wären. Er fing an, langsam, ganz langsam einzuschlafen ... Aber plötzlich hörte er etwas auf dem Dach über seinem Kopf. Seine Augen blinzelten hell und er dachte: Ein Einbrecher kann das nicht sein, denn die Warnlichter draußen haben sich nicht eingeschaltet. Und die beiden

kleinen schwarzen Eichhörnchen, die ihm öfters mit ihrer Jagd zum Frühstück ein Schauspiel boten, waren für einen so heftigen dumpfen Knall zu klein.

Vor Jahren gab es einen Marder unter dem Dach. Aber ihn hatte man mit lauter Musik vertrieben, die Waldemar und seine Frau auch fast zur Flucht veranlaßt hätten. Aber dieser starke dumpfe Knall wiederholte sich noch einmal und dann Stille, Stille im Haus, bis Waldemar aufwachte, um seine Morgenübungen zu machen. Seine Frau hatte ihn dann immer so ausgelacht, daß er sich noch mehr anstrengte. Aber jetzt mitten in dieser Übung mit seinen Zehen hoch ausgestreckt, seinem rundlichen Kopf auf die Seite geneigt, dachte er nach, über das Dach und diesen heftigen dumpfen Knall.

II

Der Tag nach diesem Ereignis war ein Samstag. Nach ergiebigem Frühstück wollte Waldemar einen Waldspaziergang machen, denn die Sonne schien ausnahmsweise sehr hell. Er öffnete die Haustür und ... eine Katze kam herein, so, als ob sie schon immer erwartet worden wäre. Sie stand zuerst vor ihm, wie wenn man vorgestellt wird. Waldemar hatte immer Hunde mehr geliebt als Katzen, vor allem Dackel, Rauhaardackel. Aber diese Katze schien ihm etwas anders zu sein. Waldemar hatte immer mit Tieren geredet, was ihn manchmal in Verlegenheit gebracht hatte. Er hatte zum Beispiel einmal zu einem kleinen, aber faulen Hund gesagt: »Können Sie nicht schneller laufen?« Aber die dicke Frau, die den Hund an der Leine gehabt hatte, hatte ihn verärgert

angeschaut, als ob sie selbst gemeint gewesen wäre. Als diese Katze dann aber Waldemar anblickte, sagte er: »Guten Morgen, Frau Katze!« Und was passierte? Diese Katze antwortete ihm genauso höflich: »Guten Morgen, Herr Waldemar!« Waldemar hatte so etwas nicht erwartet und glaubte, nicht richtig gehört zu haben. So sagte er ein zweites Mal: »Guten Morgen, Frau Katze!« Und die Katze: »Jawohl, ein guter Morgen ist es schon, aber Herr Waldemar, warum grüßen Sie mich denn zweimal? Einmal ist genug!« Jetzt wußte Waldemar nicht, was er sagen sollte, denn bis jetzt hatte nie ein Tier seine Grüße erwidert. Die Katze aber schaute Waldemar direkt ins Gesicht und sagte: »Ich heiße Trudy. Ich werde Ihre Katze sein, denn Sie, Waldemar, sind einsam, und Sie brauchen eine Katze so wie mich. Gestern abend habe ich Ihr Dach besichtigt. Es gefiel mir sehr, vor allem wegen der guten Sicht auf die Mäuse, die Ihr Haus zum Wohnsitz machen wollen. Waldemar, ich werde Ihnen helfen. Aber jetzt habe ich Hunger. Bitte, bringen Sie mir eine Schüssel warme Milch, und dann können wir weiter miteinander sprechen.«

III

Waldemar war nicht gewohnt, von einer Katze so angesprochen zu werden. Er fand diese Trudy eigentlich recht nett und brachte auf ihren Befehl hin eine Schüssel warme Milch. Trudy blieb bescheiden unter dem Tisch. Und er dachte zurück an seinen Rauhaardackel Wastl, der es sich immer gemütlich gemacht hatte auf dem Eßtisch, aber natürlich nur, wenn das Haus menschenleer war.

Trudy schleckte ihre Milch wirklich damenhaft, ohne Lärm zu machen und ohne Spuren zu hinterlassen. Waldemar schämte sich ein bißchen, denn sein Platz zeigte fast immer reichliche Spuren des Essens.

Nachdem Trudy ihr Frühstück fertig geschleckt hatte, sagte sie: »Jetzt können wir zusammen im Wald spazierengehen. Wir Katzen lieben natürlich die Freiheit, aber ich werde nie weit von Ihnen weggehen.« Nach diesem gemütlichen Spaziergang sagte Trudy: »Herr Waldemar, ich weiß, daß Sie müde sind. Sie sollen ruhig schlafen, und ich werde die Wache auf unserem Dach halten.« Und so, ohne etwas mehr zu sagen, verschwand sie, und Waldemar hörte beim Einschlafen wieder einen heftigen dumpfen Knall über seinem Kopf.

IV

Sonntag war es, ein schöner herbstlicher Tag. Waldemar hörte in der Nacht nochmals diesen dumpfen Knall auf seinem Dach, aber jetzt war ihm dieses Geräusch vertraut. Er wußte: Meine Freundin Trudy hüpfte da hinauf und hält die Wache für uns.

Sonntags ging Waldemar immer in die Kirche. Wie er zu seinen Freunden sagte: »Ich bin so dankbar für mein Leben, für meine gute Ehe, für alles, was der Herr mir gegeben hat«, und jetzt dachte er bei sich, vielleicht auch für diese ungewöhnliche, sprechende Katze Trudy.

Er schaute durch die Glastür und sah einen langen, großen Schwanz vor dem Eingang. Trudy wartete, bis er kam und sagte: »Ich ging gerade auf die Kirchenuhr. Sie müssen sich eilen, Herr Waldemar, daß wir recht-

zeitig in den Gottesdienst kommen!« – »Was?« sagte Waldemar, »wir in den Gottesdienst?« – »Jawohl«, antwortete Trudy in ihrer selbstsicheren Katzenart. »Wir.«

Und so eilte Waldemar nach dem kurzen Frühstück zum Gottesdienst, aber erst nachdem Trudy ihm gesagt hatte: »Herr Waldemar, es gibt heutzutage diese komischen Pfarrer, die Tiere einsegnen und so. Das kommt uns Katzen sehr komisch vor. Aber der Herr hat auch uns geschaffen, und wir Katzen dürfen euch Menschen zumindest bis zur Kirchentür begleiten.« Waldemar sagte sofort: »Aber keinen Schritt weiter!« Aber Trudy dachte: »Noch nie war ich in dieser großen Kirche, nur manchmal auf dem Dach. Vielleicht kann ich mich heute hineinschleichen.« Waldemar ging anscheinend allein in die Kirche. Aber bevor die Tür zugeschlossen wurde, hüpfte Trudy schnell und wahrscheinlich unbeobachtet in die leere, letzte Reihe.

Trudy war müde von ihrer Nachtwache auf Waldemars Dach, so rollte sie sich gleich zusammen und schlief schnell ein. Als sie aufwachte, war die Kirche fast leer. Nur die Organistin spielte etwas zu laut und modern für Trudys Ohren. Sie hüpfte gleich neben die Organistin und schaute sie eindringlich an, was bedeutete: »Bitte hören Sie schnell auf mit dem, was die Menschen Katzenmusik nennen!« Aber die Organistin spielte leidenschaftlich weiter. Trudy konnte es nicht länger ertragen und sprang mitten auf die Tasten. Ein sonderbarer Klang, ganz laut, erschreckte die frommen Kirchgänger, und Trudy verschwand schnell durch die geöffnete Tür.

V

Waldemar war ein Beamter und nahm seine Arbeit sehr ernst. Er hatte einen Schreibtisch für sich, Papiere für sich und in den Pausen eine Pfeife für sich. Das Mittagessen nahm er in der Kantine ein. Jeden Abend wartete die gute Trudy auf ihn und auf ihre warme Milch. Selten erzählte sie ihm, was sich während des Tages ereignet hatte. Katzen lieben es, geheimnisvoll und unbeobachtet zu leben. Manchmal sah Waldemar, wie Trudy durch das Gras ging und sich immer kleiner, bucklig machte, als ob niemand sie so sehen konnte.

Es war ein Donnerstagvormittag und Waldemar eilte zur Arbeit. Plötzlich, gerade als er durch die Tür zu seinem Schreibtisch ging, um die Post zu sortieren, sah er dort etwas Merkwürdiges. Es war Trudy. Waldemar sagte: »Geh sofort weg, du gehörst nicht hierher!« Trudy antwortete: »Herr Waldemar, Sie machen jedes Jahr Urlaub, meistens, um schwimmen zu gehen. Ich habe lange die Wache über Sie gehalten und wohnungslose Mäuse ferngehalten. Jetzt will ich auch Urlaub nehmen.« Waldemar vergaß, wo er war und daß eine Katze nicht in dieses Amtszimmer gehörte. Er sagte: »Aber Trudy, wann kommst du zurück zu mir? Ohne dich werde ich sehr einsam sein.« Trudy antwortete: »Katzen wissen nichts im voraus wie Menschen«, und verschwand.

VI

Jeden Abend schaute Waldemar die Sterne an, wenn es überhaupt Sterne zu sehen gab. Jeden Abend hörte er,

wie der Wind durch die Blätter wehte. Und jeden Abend, gerade vor dem Einschlafen, wartete er auf etwas – auf den heftigen, dumpfen Knall auf dem Dach. Wochen vergingen und Waldemar dachte immer an Trudy mit ihrer besonderen Katzenart, ihren guten Manieren und vor allem ihrer so feinen Sprache.

Und dann geschah es. Waldemar war gerade unterwegs zum Tierpark, denn er liebte es, wenn die Tiere ihn und die anderen Menschen so beobachteten mit noch staunenderen Augen als die Menschen, die in die Tierkäfige schauten. Plötzlich spürte er etwas auf seiner Schulter, und dieses Etwas flüsterte in sein Ohr: »Herr Waldemar, mein Urlaub ist jetzt zu Ende. Wir gehen zusammen in den Tierpark!« Waldemar versteckte Trudy gut, als sie in den Tierpark hineingingen, und dann hüpfte sie ihren Katzenweg manchmal auch neben ihm: »Was willst du sehen«, fragte Waldemar. Trudy sagte: »Die Großkatzen, die sind stärker als alle anderen Tiere, die der Herr gemacht hat!« Ihre Stimme klang sehr stolz und selbstbewußt. Aber nachdem sie den großen Löwen betrachtet hatte, wie er seinen Knochen fraß, diesen so großen Knochen, sagte Trudy sehr traurig: »Nicht besser als ein Hund ist sie, diese Großkatze, ein Knochenfresser.« Auf dem Weg nach Hause sagte Trudy: »Herr Waldemar, ich werde immer bei Ihnen bleiben, auf dem Dach, in der Ferne unterwegs im Wald und wo immer. Aber ich bin eine echte Katze, kein Knochenfresser, und ich brauche meine Freiheit wie die Menschen auch.« Und als ihr Satz noch nicht ganz zu Ende war, verschwand Trudy auf einem großen Baum, über einem hell gemalten Zaun und war nicht mehr auffindbar, bis dieser heftige dumpfe Knall auf dem Dach Waldemar um 2 Uhr in der Früh aufweckte.

Richard P.

Ich habe ihn nur flüchtig gekannt, aber trotzdem konnte ich mich gut an ihn erinnern. Er war viel jünger als ich, vielleicht 20 oder 25 Jahre. Er war still und in sich gekehrt. Seine Kleider hätten auch von wesentlich älteren Menschen getragen werden können. Er hatte seine besondere Art. Er ging meistens langsam, aber seine Bewegungen schienen im Einklang mit seinen Gedanken zu sein: langsam, mitfühlend mit sich selbst, wie ein Besen, der fast geräuschlos über den Weg kehrte, Kreis um Kreis. Er lebte damals bei seinen Eltern, ging auf die Mittelschule. Er war fleißig, aber sicherlich nicht brillant, ein ziemlich guter Schüler, ehrgeizig, aber wer ihn besser kannte, wußte, daß dieser Ehrgeiz ziellos war. Er hatte kein besonderes Lebensziel vor sich, keine besonderen Vorbilder. Er lernte, weil man lernen mußte. Und so schien sein ganzes Wesen wie ein Schatten, welchen der Wind nicht durchfegen konnte. Er war gebaut wie sein Wesen: etwas größer als durchschnittlich, leicht gebeugt, was für sein Alter etwas ungewöhnlich war. Er hatte keine besonderen Hobbys. Er machte meistens mit, wenn andere Fußball spielen wollten, aber immer in der Verteidigung, als ob das Leben, sein Leben so ausgerichtet wäre. Bei Ausflügen ging er selten voran, aber genauso selten blieb er zurück, getrennt von den anderen, doch ich fühlte, daß er irgendwie immer getrennt war, in seinen Gedanken, in seinem Gang. Er war kein Einzelgänger, aber etwas in ihm lebte allein, für sich, aber vielleicht ohne daß dieses Ich ganz wirklich, ganz klar, ganz eindeutig gewesen wäre. Und

dann kam der Moment seines Lebens, der ihn weit und breit bekannt machte gegen seine wahre Natur. Er war damals 18. Er verhielt sich in seiner Lehrstelle wie in der Schule, äußerlich nicht auffallend, aber irgendwie innerlich anders, getrennt, für sich, aber ohne ein ausgeprägtes Bewußtsein von sich selbst zu haben, als ob sein Leben wie ein geräuschloses Gehen durch Schatten – ob Menschen oder Gegenstände – wäre. Er fuhr mit dem Rad zu seiner Lehrstelle durch etwas Wald, und dann zum Vorort, wo er arbeitete. Sein Rad selbst war nicht neu – auch was neu war, wirkte nicht so bei ihm, aber dieses Rad war ein bißchen altmodisch, aber immer noch lebensfähig. Er ging immer ein bißchen vorzeitig zu seiner Arbeit, denn er tat niemals etwas in Eile, als ob die Zeit sich ihm anzupassen hätte.

An diesem nebligen Oktobertag fuhr er wie immer allein seinen Weg durch den Wald, und wir dachten zu seinem Arbeitsplatz, aber er kam dort nicht an. Niemand weiß, was ihm passiert ist im Wald, denn er war ganz allein, aber er kam nicht an. Seine Eltern riefen sofort die Polizei an, nachdem sein Chef sehr nervös und beunruhigt nach ihrem Sohn fragte. Niemals kam er zu spät. Selten war er krank. Er hatte gute Zukunftsperspektiven bei dieser Arbeitsstelle, aber er kam nicht an. Die Polizei suchte und suchte und fand nichts, weder ihn noch sein Rad, auch kein Zeichen von Gewalt. Diese Nachricht gab ihm einen Glanz von Wichtigkeit, welcher seinem eigentlichen Wesen widersprach. Der ganze Ort sprach von ihm. Jeder hatte seine Theorie darüber, was mit ihm passiert war. Manche fingen an, sich an alles mögliche zu erinnern, daß sie anscheinend lange vergessen hatten. Aber mit der Zeit fiel er, das Bild von ihm, zurück in das alte, ohne Glanz

oder Besonderheit, aber mit einem nagenden Gefühl wie die Unsicherheit, welche wir alle haben, wenn etwas Unerklärliches passiert ...

Es war vielleicht acht Jahre später. Ich lebte damals in einer Kreisstadt sehr weit weg von meiner Heimat. Ich war unterwegs, um meinen Zug zu erreichen, da sah ich ihn. Ich schüttelte den Kopf, schaute nochmals ganz genau. Er war es, wie immer unauffällig angezogen. Er war vielleicht 70 Meter von mir entfernt. Ich rief seinen Namen ganz laut. Aber er verschwand in einer Seitengasse. Ich versuchte ihn einzuholen, aber vergebens. Als ich an meine Arbeitsstelle kam, schaute ich nach seinem Namen im Telefonbuch, aber er war nicht zu finden. Ich dachte, vielleicht wollte er eine neue Existenz anfangen, wie manche vermißten Soldaten nach dem Zweiten Weltkrieg. Ich fing an, so oft ich nur konnte in unserer Stadt spazierenzugehen, immer in der Hoffnung, ihn zu treffen, aber vergebens, als ob er selbst wüßte, was ich vorhatte. Und aus diesem so schattigen, unbestimmten Menschen begann ein neues Bild von ihm zu wachsen, ein Bild voller ängstlicher Konturen. Meine Phantasie nahm freien Lauf: War er ein Verbrecher? Aber ich hatte keine Beweise dafür. Wollte er vor sich selbst weglaufen, vor seiner Vergangenheit – aber warum und wozu? Und mit der Zeit nahm sein Bild für mich seine alte Form an, als ob diese unbestimmte Erscheinung nur ein Schatten seines wirklichen Selbst gewesen wäre.

Erkannt

Es gibt Menschen, die Angst vor sich selbst haben. Sie hören ihre Gefühle, sie wissen um ihre Gedanken, aber sie treten sich selbst nicht näher, als ob ihr Spiegelbild nicht ihr eigenes wäre, als ob jemand anders sie durchblickte wie Glas.

Irene war so ein Mensch. Als Kind wanderte sie oft allein durch die Straßen, um den Nachhall ihrer eigenen Schritte zu hören, um aufgeregt um eine neue Ecke zu biegen, als ob ihr etwas Neues entgegenkommen würde, eine Person oder die Schatten von Gebäuden oder ein plötzliches Licht, welches ihr entgegentritt – nicht hell oder weich, sondern wie Glas, Fragmente ihres eigenen Bildes, welches noch nicht ihres war.

Irene erzählte anderen nichts über ihre Gefühle, über ihre Erfahrungen, aber irgendwie meinte sie zu spüren, daß alles bekannt war, nicht gesagt werden mußte.

Auch wenn Irene Angst vor ihrem eigenen Bild hatte, begegnete sie dem Blick von anderen, als ob sie einander träfen, eins geworden wären, der Blick von Menschen, denen sie vertraute oder die sie vielleicht würde lieben können. Irene dachte, wenn andere mich so sehen, wissen sie, wer ich bin, ich aber nicht.

Eines Tages, es war in der Adventszeit, ging Irene spazieren. Der Mond war fast voll und machte diesen Abend plastisch klar. Die Sterne schienen näher als sonst, und etwas in Irene sagte ihr: Gehe um die Ecke, wo niemand dich sehen kann. Sie hörte ihren eigenen Atem schneller, aufgeregt, aber dann langsam, stiller, wie Wellen, welche ihr Ziel erreicht haben. Ohne zu

wissen, warum und wieso, begann sie zu beten, nicht um etwas für sie oder jemand anders, sondern zu beten zu dem, der ihren eigenen Schatten durchschritt, der ihr eigenes Bild formte so klar wie der Mond selbst. Es war ihr unsichtbarer Herr.

Die Rückkehr

Er war auf dem Weg nach Hause. Jahrelang war er im Ausland gewesen, aber die Bilder seiner Kindheit prägten ihn immer noch. Es war, als ob seine Vergangenheit ihn immer begleitete, nicht vergangen, erloschen war, sondern weiter in seinem Bewußtsein, in seinen Träumen lebte.

Er war auf dem Weg nach Hause. Der Zug fuhr durch die steinernen Schatten von New York. Er hatte sich nie wohl gefühlt in dieser Stadt. Ihre Straßen machten nur Lärm, so daß er gar nicht nach innen hören konnte, als ob er selbst, seine Stimme übertönt war, erloschen. Und diese hohen Gebäude waren abstrakt, beeindruckend, aber total unpersönlich – ja, das war es, unpersönlich – nur einmal hatte er New York geliebt, als die Stadt ganz von Schnee bedeckt gewesen war und es keine Autos, keinen Lärm mehr gab, nur Schnee und die Höhe und Weite dieser weißen Fläche.

Der Zug fuhr durch Harlem. Da hatte er besonders Angst. Hier war Gefahr, eine Gefahr, die er nur durch das Glas sah. Manchmal dachte er: Wenn ich hier geboren wäre, wie wäre ich, wie würde ich auf diesen Zug schauen, der hinaus aufs Land fährt zu schönen Häusern und einer behüteten Umgebung. Und dann an den Bronx vorbei, der Bronxrivier an seiner Stelle. Dieser alte Fluß kurvte hin und her wie sein Leben selbst, aber irgendwohin zu einem weit entfernten Ziel. Er dachte an sich selbst, an seine Heimkehr.

Er schaute sich im Zug um. Vielleicht kannte er manche dieser Leute. Vielleicht war er mit ihnen in die

Schule gegangen. Aber das alles war lange, lange vorbei. Würden sie ihn erkennen? Er dachte an das Tennisspiel mit seinem Sohn, damals 12, und auf dem nächsten Spielplatz – war das Billy Schreiber und eine Tochter, welche er nicht kannte? Billy schaute ihn mehrmals an, und er Billy. Sie waren jahrelang zusammen in die Schule gegangen. Sie spielten Basketball draußen bei Billys Haus. Auf einmal, als er einen Ball holte, sagte er laut: »Billy, bist du es?« – »Ja, David, ich bin's.«

Hartsdale. Er stieg aus und ging die Treppe hinauf in die Welt seiner Vergangenheit, welche nicht mehr seine Welt war, aber trotzdem weiterhin in ihm lebte – Fenimore Road hinauf, die Verkehrsstraße und dann Oak Lane. Billys Haus zur Linken und Roberts, seines besten Freundes Haus, zur Rechten. Wie oft hatte er kleine Steine geworfen gegen Roberts Fenster, wenn er zurück nach Scarsdale kam. Aber jetzt waren sie alle tot wie seine Eltern oder weit weg wie Robert und sein Bruder. Das Haus war nicht verändert. Es lebte weiter für ihn, als ob Häuser sprechen konnten. Auch hinten im Garten, wo er und Robert so oft gegessen und geredet hatten wie nur gute Freunde reden können. Er dachte, das alles wird auch nicht anders sein. Diese Gespräche wurden plötzlich gegenwärtig, als ob sie die Zeit, über 40 Jahre, übersprungen hätten. Und dann weiter, nach Hause. Er ging mit Rosemarie, seiner Frau, von seiner jetzigen Welt zu seiner vergangenen. Jetzt würde diese Welt unwiderruflich zu Ende gehen. Er kam zur Beerdigung seiner Mutter. Sein Vater war tot. Dieses Haus, wo er seine Kindheit verbracht hatte, wurde jetzt von anderen in Besitz genommen, sein Haus, seine Vergangenheit.

Als er läutete, öffnete eine fremde Person, die Frau, die seine Mutter betreut hatte. Er stellte sich vor, aber das Haus, sein Haus, hatte sich ihm zuerst vorgestellt. Er ging durch die Zimmer, welche sein Leben geprägt hatten, schaute durch die großen Fenster zum Garten, ging hinaus, um das alles nochmals zu sehen, zu erleben, und in diesem Moment wußte er, dieses Haus ist eine Person. Es hat mich gestaltet, meine Kindheit, meine Erlebnisse, meine Gefühle, alles, was mich zu mir gemacht hat. Dieses Haus wird mich jetzt vergessen.

Der Dichter

Der Weg zu seinem Zimmer bedeutete ihm immer etwas. Er ging hinein, um zu schreiben, weil er dazu berufen worden war. Er ging, weil etwas in ihm unerfüllt war, Ausdruck brauchte. Vielleicht ist es so, wenn Liebende getrennt sind und sich dieser Ferne bewußt werden. Schreiben bedeutete für ihn, diese Ferne zu überwinden, Form zu schaffen, wo nur Leere und Bedürfnis war. Was er schrieb, kam nicht von ihm, aber er war wie ein Handwerker – er gestaltete, bis das, was zu sagen war, dann genauso war, wie er es sagen wollte.

Haben Sie niemals erlebt, daß Sie etwas einkaufen wollten, sagen wir einen Vorhang, und plötzlich sahen Sie den Vorhang, den richtigen, genau das, was Sie für Ihr Zimmer brauchten, in Farbe, Form, Beschaffenheit. So ist Dichtung, die Form, die immer da war, wie die Vorhänge, sie muß nur gefunden, entdeckt werden durch den Dichter, durch die Worte, welche er färbte, zusammenfügte, bis alles war, wie es sein sollte. Dichtung ist die Entdeckung dessen, was immer da war. Poetas ist das Wort für den Schöpfer auf griechisch. Er gestaltet alles so, wie er es sich vorher vorgestellt hatte, und so tun es die kleinen Dichter in ihrem kleinen Zimmer mit ihren kleinen Werken.

Zwei Freunde

Robert

Niemand hatte ihn wirklich verstanden. Das meinte er zumindest. Ich werde ihn beschreiben, wie ich ihn gesehen habe. Ich weiß aber, daß der Mensch, den ich beschreibe, mein Robert war, nicht der Robert von jemand anders, und vielleicht nicht, sicherlich nicht, wie er sich selbst sah.

Ich kann mich gar nicht an unseren Umzug in die Oak Lane erinnern, aber ich war damals fünf Jahre alt. Robert wohnte auch in meiner Straße, nur ein paar Häuser weiter auf der anderen Seite. Ich war damals nur an Sport interessiert. Etwas von dem Dichter war sicherlich auch in mir, die Art, wie ich nachdachte, das, was ich erlebt hatte, nachfühlte. Dichter haben eine andere Beziehung zu sich selbst als andere Menschen. Robert war nie Dichter, aber diese poetische Beziehung zu sich selbst war sehr stark und sehr früh in ihm ausgeprägt. Er liebte es, in den Feldern spazierenzugehen, nachdem wir Baseball oder Fußball gespielt hatten. Er hatte, glaube ich, eine sehr persönliche Beziehung zu allem, was er da sah, ob Blumen, Sträucher, Bäume oder Tiere. Seine Welt war, was er sah und wie er empfand, was er sah. Er war ein Dichter im Wesen, aber ohne seine Erfahrung zu Papier zu bringen. Papier war immer Papier für ihn, auch in der Schule. Er wollte erleben, nicht äußerlich, sondern innerlich. Er las wenig – Bücher sind auch aus Papier, aber was er las, wurde ein Teil von ihm, ob »Pu, der Bär« oder »Mother

Goose Rhymes«. Ja, er war und blieb zutiefst natürlich, freundlich. Er hatte auch eine besondere Art von Humor. Er liebte komische alte Frauen. Vielleicht hat er sogar so eine geheiratet – Die Ehe kam sehr spät für ihn, und die, welche ihn damals am besten kannten, sagten, daß er nur heiratete, damit er Kinder bekommen könnte. Er liebte Kinder sehr, weil er selbst inniglich so freundlich war. Man sagte, daß er eines Tages ein Mädchen von ungefähr vier Jahren mit ihren Puppen spielen sah und dann auf der Stelle, er war damals 48 Jahre alt, entschied zu heiraten – eine von den Frauen, welche er gelegentlich sah. Und zwar zu heiraten nicht aus Liebe zu dieser oder jener Frau, sondern aus Liebe zu seiner Tochter, die noch nicht geboren war. Ja, Robert war anders als andere Menschen, ganz anders als das, was Scarsdale zu bieten hatte. Scarsdale ist ein sehr schöner Ort, nicht zu weit von New York, aber weit genug weg, so daß es schöne Häuser und Bäume dort gab. Die reichen Eltern zogen hierher, wegen der guten schulischen Ausbildung, daß ihre Kinder an renommierten Universitäten studieren konnten und Juristen, Fachärzte und Börsenhändler werden konnten wie sie selbst. Bildung war für solche Menschen nie Selbstzweck, nur ein Sprungbrett zu ihrem Verbleib in der Oberschicht.

Ja, Robert war anders. Von Schule hielt er nicht viel, auch seine eigenen Leistungen, welche nicht schlecht waren – waren ihm nicht wichtig, nur in Biologie war er wirklich besonders begabt. Auch Sport, dem unter den Jugendlichen in Scarsdale wie überall in Amerika so eine wichtige Rolle zukam, war für Robert mehr als unwichtig. Er war unsportlich und nahm solche Werte nie ernst.

Wenn ich jetzt an Robert zurückdenke – ich werde

ihn sicherlich nie mehr sehen, denke ich daran, wie er mit Rosemarie und mir in Butler Woods spazierenging und wie er uns aus »Pu, der Bär« vorlas. Er kannte dieses Buch wie eine Bibel, inwendig und auswendig. Wenn ich an Robert zurückdenke, dann daran, wie er von einem Ballettabend erzählte, den er mit seiner lustigen, alten Tante besucht hatte. Diese Tante wollte Robert zeigen, wie gut sie sich im Ballett auskannte, und klatschte sehr heftig, als eine ganz unwichtige Nebenfigur auf die Bühne kam. Robert war verliebt in solche komischen Frauen, vor allem wenn sie dick und lustig aussahen. Seine Frau, die ich nie kennengelernt habe, ist wahrscheinlich so ähnlich.

Wir beide paßten nicht zu Scarsdale. Wir suchten etwas anderes, etwas Tieferes als Geld, Ansehen und dergleichen. Besonders nahe standen wir uns, als ich aufhörte »Baseballamerikaner« zu sein. Damals lernte ich viel und wesentliches von ihm, über Tiere, über die Felder, man kann wohl sagen über den ersten Glaubensartikel: »Ich glaube an Gott, den Vater, den Allmächtigen, den Schöpfer des Himmels und der Erde.« Ja, er verstand diese Schöpfung, auch die sogenannten niederen Geschöpfe in seiner besonderen Art und Weise.

Nachdem Rosemarie und ich geheiratet hatten und in Deutschland lebten, sahen wir Robert nur noch höchstens einmal im Jahr, wenn wir nach Amerika kamen, um meine Eltern zu besuchen. Und dann hörten wir von Freunden, daß Robert nach dem Tod seiner Mutter umgezogen war. Mir wurde gesagt, daß er sich weigerte, Kontakt mit irgend jemandem von Scarsdale zu haben, auch mit seinem eigenen Bruder. Ich versuchte mehrmals, seine neue Adresse und Tele-

fonnummer zu bekommen, zuerst vergebens. Endlich kam ich durch seinen älteren Bruder Alex ans Ziel.

Ich erinnere mich an diesen Sommernachmittag vor drei oder vier Jahren. Es war ein schöner Scarsdale-Sommertag. Mein alter, aber noch vitaler, Vater schlief draußen, und ich sah vor mir das Schwimmbad von Familie Taxin, wo Robert und ich an warmen Sommerabenden oft schwimmen gegangen waren. Ich rief Robert an und fragte: »Weißt du, wer ich bin?« Eine Pause – »Ja, Robert, wir gingen an Sommerabenden oft zusammen schwimmen in Taxins Schwimmbad.« Er sagte: »David, du bist's.« Ich fragte: »Wie geht's, Robert?« Er sagte: »Warte einen Moment«, und dieser Moment dauerte eine Ewigkeit. Er hatte den Telefonhörer aufgelegt. Ich war total schockiert, mein bester Freund Robert! Das nächste Jahr tat ich genau das gleiche, rief ihn an, denn Robert war und ist mir immer noch sehr wichtig. Viel hatten wir gemeinsam erlebt, vor allem unsere Kindheit und die Jahre vor meiner Ehe. Diesmal sagte er: »David, wenn du bereit bist, mit mir ordentlich zu reden, ohne einen ausländischen Akzent, dann bin ich bereit, mit dir zu sprechen.« Er legte den Hörer nochmals auf, das letzte Mal. Zwei Jahre später hörte ich durch meine Kusine, daß sich in dem Ort, in dem er jetzt lebte, das größte psychiatrische Krankenhaus im Bundesstaat Massachusetts befindet.

Jeremy

Er hatte immer das Richtige getan. Er war in der dritten Generation Jude in Amerika, genau wie ich. Seine Eltern wollten wie meine vor allem Amerikaner sein, das

Ghettoleben in Osteuropa mit seinen Pogromen hinter sich lassen. Was die Einstellung seiner Großeltern zum Glauben war, weiß ich nicht, aber Jeremys Eltern hatten mit Glauben nichts im Sinne. Wie die meisten amerikanischen Juden wollten sie in einem Land leben, in dem sie nicht verfolgt wurden, in dem sie aufwärts streben konnten beruflich, um vermögend und angesehen zu werden. Diesen Weg habe ich wie Jeremy immer als »normal« betrachtet, aber jetzt weiß ich zumindest, daß dieser Weg, so verständlich er war, ein Irrweg, weg vom Herrn war und ist. Mir wurde das klar, Jeremy aber nicht.

Es gab eine gewisse geographische »Entwicklung« zum Erfolg für amerikanische Juden aus Osteuropa – sie kamen während der Pogrome in Rußland und Polen ab 1881 in immer größeren Zahlen bis zur Neuen Gesetzgebung am Anfang der 20er Jahre, welche den Zustrom von jüdischen Einwanderern aus Osteuropa fast zum Stillstand gebracht hatte. Diese Pogrome waren Gottes Leidensweg, um sein Volk vor den Nazis zu retten. Wer auswanderte nach den USA oder nach Israel, England usw. wurde gerettet. Die anderen blieben zum guten Teil Hitlers Mördern überlassen.

Jeremys Vater war Steuerberater. Er und seine Eltern vor ihm gingen diesen geographischen Weg von den Armutsvierteln (Lower East Side) immer weiter nach Norden innerhalb New Yorks, zuerst nach Harlem, das jetzt das schwarze Armutsviertel ist, aber damals eine gute Gegend war, bis in die Vororte New Yorks, vor allem Westchester County, und das beste, was sie erreichen konnten, war Scarsdale.

Jeremy kam mehrere Jahre später als Robert und ich. Wir waren damals in der 6. Klasse. Jeremy wußte sehr

jung, was er werden wollte und wie er das nach seiner Rechnung schaffen konnte. Er wollte an einer guten Universität Jura studieren und dann mit der Zeit eine eigene Praxis haben, ein gutes jüdisches Mädchen heiraten und seine Kinder in die Schule in Scarsdale schicken. Jeremy war mein konventionellster Freund. Seine Werte, seine Ziele waren ganz und gar typisch für Scarsdale, ja, für Amerikaner überhaupt, Robert und ich, wir waren die Ausnahmen.

Sie werden sicherlich fragen, warum ich so einen Freund hatte, mit vollkommen anderen Werten und Zielen als ich. Es gibt verschiedene Arten von Freundschaften. Freunde sind zum einen Menschen, mit denen wir viel gemeinsam haben. Auch müssen die Temperamente zusammenpassen, und in diesem Bereich haben wir letzten Endes mit menschlicher Chemie zu tun, etwas, das sehr schwierig zu erklären ist. Jeremy paßte in dieser Hinsicht ganz und gar nicht, weder mit seinen Werten noch mit seinem Ehrgeiz. Jeremy war eine andere Art Freund. Ein Freund, welchen viele haben durch eine gemeinsame Geschichte. »Historische Freunde« kann man sie nennen. Menschen, mit denen wir viel erlebt haben. Menschen, die ganze Strecken unseres Lebens mitgegangen sind, sie mitgestaltet haben.

Jeremy nennt mich bis heute seinen ältesten Freund. Er teilte mit mir nicht nur den Weg durch Scarsdale High School, wir gingen beide auch an die Universität Michigan, eine historische Freundschaft. Als ich das nächste Jahr in New York studierte, hatten wir wenig Kontakt. Aber es war klar, Jeremy war auf dem Weg, ein erfolgreicher (das bedeutet im materiellen Sinne) Jurist zu werden. Nachher studierte er an der renom-

mierten Columbia University Law School. Er hatte die richtigen Schritte getan. Er war auf dem Weg zu seinen Zielen.

Aber dann kamen die Überraschungen, und zwar eine nach der anderen. So berechenbar ist das Leben nicht, auch nicht das Leben von gut platzierten Scarsdale-Kindern. Jeremy landete merkwürdigerweise nicht in einer konventionellen Anwaltskanzlei, mit Steuerrecht und dergleichen, sondern in einer großen Firma für Internationales Recht, einer japanischen Firma. Jeremy in einer japanischen Firma? Ich schüttelte nur den Kopf. Dieser so konventionelle Jeremy. Und dazu bekam er sehr wichtige Aufgaben. Er war Vertreter des Königreichs Großbritannien im berühmten Torrey-Canyon-Prozeß, der eine große Ölkatastrophe zum Gegenstand hatte. Aber mit der Zeit wurde die Firma verkleinert, und natürlich wurden ihre eigenen Landsleute bevorzugt. Jeremy wurde entlassen, in einer Zeit als es eine »Juristenschwemme« in New York gab und als Jeremy nicht mehr der Jüngste war. Inzwischen hatte er eine reiche Jüdin aus Scarsdale geheiratet – nicht wegen ihres Geldes – nein, Jeremy, und das war und ist sehr positiv an ihm, ist jemand, der nie Hilfe, auch nicht finanzielle Hilfe, von irgend jemandem annehmen wollte. Er hatte ein hohes Verantwortungsbewußtsein und wollte unabhängig sein. Sicherlich hat diese so tiefe ethische Einstellung etwas mit Stolz zu tun, aber welche gute Eigenschaft von uns hat nicht ihre negativen Seiten oder Auswirkungen?

Jeremy hat jetzt zwei nette Töchter, sie besuchen natürlich die Scarsdale Highschool, sind auf dem konventionellen Weg zu guten Universitäten und werden dann sicherlich einen passenden Mann finden. Jeremy

war jetzt selbständig. Er hatte ein Zimmer in einem Büro in New York, wo die besten Juristen arbeiteten, hatte eine Sekretärin. Aber jetzt mußte er selbst Arbeit finden, und in New York gab es zu der Zeit wie gesagt viel zu viele Juristen. Und dann kam der zweite Schlag. Ich rief ihn an wie jedes Jahr in Amerika. Seine älteste Tochter antwortete und sagte: »Mein Vater lebt nicht mehr hier.« Was, um Himmels Willen, dachte ich, Jeremy, der immer so großen Wert auf ein gute Ehe gelegt hatte – hier sind konventionelle Werte zweifellos positiv – lebte getrennt von seiner Frau.

Und dann sprach ich mit ihm. Seine Frau war sehr vermögend geworden nach dem Tod ihres Vaters. Sie behauptete, daß Jeremy ihr Geld so investierte, daß sie nicht das nötige Geld hatte, um das Leben zu genießen. Ehe und Familie spielten für Jeremy eine sehr zentrale Rolle. Nein, er hatte die falsche Frau geheiratet. – Jeremy, der alles so gut und richtig geplant hatte, mit der falschen Frau, die vom Geld töricht geworden war.

Er hatte immer das Richtige getan: Die richtige Schule, Universität und Law School besucht, die richtige Frau, eine Jüdin aus Scarsdale, geheiratet. Aber jetzt lebte dieser Jeremy, mein historischer Freund, allein in zwei kleinen Zimmern: Seine Praxis in New York brachte gerade genug Kunden ein, daß er über die Runden kam, und seine kleine Wohnung war nicht mehr in Scarsdale.

Jeremy, der gute Scarsdalian, berichtete mir von einem Klassentreffen nach 40 Jahren – solche Treffen gab es anscheinend immer wieder. Jeremy sagte: »David, das Thema dieses Treffens war, wir haben Scarsdale High School besucht, die richtigen Universitäten besucht, die richtigen Werte und Zukunftspläne,

aber manche von uns sind sogar arbeitslos. Es gibt Alkoholiker unter uns, viele zerbrochene Ehen, aber sehr wenige, welche wirklich erfolgreich waren.« Und Jeremy meinte mit Erfolg nicht nur materiellen Wohlstand, sondern Erfolg im persönlichen Sinne: eine gute Ehe, gute Familie, auch daß die Kinder auch wieder in Scarsdale leben konnten. Und ich, der Scarsdale und allen seinen Werten mit 14 Jahren den Rücken gekehrt hatte, ich hatte alles das, wonach Jeremy strebte, alles, vielleicht mit Ausnahme des großen finanziellen Erfolgs und Lebens in Scarsdale.

L.M.S

Erst seit jener Zeit weiß ich alles genau. Ein Arzt kam, und sie brachten mich ins Krankenhaus. Meine gute Frau war immer bei mir. Wir kamen nach Hause, wo ich seit über 50 Jahren lebe. Erst seit jener Zeit weiß ich alles genau. Ich gehe nicht mehr ins Geschäft. Zuerst fragten mich viele über finanzielle Dinge. Am Telefon höre ich öfters wie meine Frau sagt: »Wir versuchen alles, daß es Leonard (das bin ich) besser geht.« Warum sollte es mir denn besser gehen? Es geht mir gut. Ich fühle mich wohl. Darf ich nicht zur Ruhe kommen nach 70 Jahren Arbeit? Wer arbeitet denn so lange, und auch, um anderen zu helfen. Ja, bei meinem 90. Geburtstag wurde ich, wie so oft, gefeiert. Wie man Geld verdienen kann, Gutes tun und zugleich auch Spaß haben. Danach habe ich gelebt. Jetzt habe ich Zeit. Darf man nicht zur Ruhe kommen nach 70 Jahren Arbeit? Aber etwas ist auch anders. Die Leute schauen mich komisch an, wenn wir uns unterhalten. Meine Frau, ich hörte sie das über das Telefon oft sagen: »Leonard (das bin ich) vergißt sofort, was er hört. Aber was früher war, das weiß er.« Warum sagt sie das so oft, und die Menschen hören mir herablassend zu, schauen mich komisch an – deswegen rede ich immer das gleiche mit ihnen: »Wie geht es Ihnen? Wie geht es Ihrer Familie? Ja, mir geht's gut.« Warum soll ich denn etwas anderes sagen, mir geht es gut.

Dieses Haus ist anders geworden. Früher war ich immer der erste, der in den Zug stieg, der erste, der ins Geschäft kam, erst noch vor ein paar Jahren. Das Haus

war wie ein Schatten, ein guter Schatten. Jetzt aber ist dieses Haus mir am allernächsten – lachen Sie mich nicht aus – am allernächsten. Ich wache auf und das Haus ist da, alle seine Zimmer, alle seine Farben, alle seine Schatten. Ich werde zum Frühstück begleitet, und dieses Zimmer mit so vielen Bildern scheint mich selbst zu umrahmen. Ich esse, und zwar wie immer gerne, und essen macht gesund, sagen die Ärzte, aber meine Frau sieht es manchmal anders. Kein Fett, Leonard, weißt du noch, deine schwere Krankheit vor acht Jahren, deine verletzte Pankreas – kein Fett, Leonard. Aber ich esse, was ich will, wenn sie ans Telefon geht oder wenn Besuch kommt und sie abgelenkt wird – ja, mir geht es wirklich gut. Sie führen mich öfters spazieren. Gut für das Wohlbefinden, sagen sie. Ich ging immer gerne spazieren, aber um zu denken, weiterzudenken, aber jetzt brauche ich das nicht. Ich höre, was sie sagen – ich lasse sie reden. Sie meinen es nur gut. Aber jetzt sehe ich die Bäume anders, ihre Blätter, die Farben, die Form. Sie sind wie Freunde, welche mich gerne grüßen, und mit ihnen brauche ich nicht zu reden. Sie hören sowieso meinen Schritten zu, ob durch den Schnee oder jetzt im Herbst. Singen, ja, das tue ich jetzt. Ich weiß nicht, warum, aber ich singe die Lieder meiner Kindheit: Liebeslieder, Lieder über die Zukunft. Ich habe es geschafft. Ich bin reich, angesehen. Mein Lieblingslied handelt von einem langen, langen Weg – aber mit einem schönen Ziel. Über 90 bin ich jetzt. Die meisten meiner Freunde sind tot. Ich lebe noch. Damals hat man mich immer gefeiert, große Feiern zu meinem 70., 75., 80., 85., 90. Geburtstag. Jetzt bin ich auch glücklich. Ich esse gerne. Ich gehe gerne spazieren zu meinen Bäumen. Ich singe von Glück. Ich

liebe meine Frau. Sie ist immer bei mir. Nur seit jener Zeit, seit sie mich ins Krankenhaus brachte und ich nach Hause kam, weiß ich alles ganz genau.

Regentag

Es war ein Regentag wie so viele andere, ein leichter, feiner Regen, der die Haut kühlte und ihr Bewußtsein wach hielt. Als sie aufwachte und den Regen sah, war etwas tief persönlich in ihr angesprochen, etwas, das mit Erinnerung zu tun hatte – vielleicht, weil sie so oft Regentage so erlebt hatte und diese Stimmung sie sensibel machte für das, was sie geworden war, vielleicht auch für das, was kommen würde, als ob der Regen nicht nur Erinnerung für sie geworden wäre, sondern Geschichte selbst, eine Kontinuität, ein Teil ihrer Person.

Als sie sich anzog, wählte sie Kleider, welche hell waren, um diese Regenstimmung, diese leichte Melancholie zu überstrahlen, aber nicht zu hell, um diese innere Stimmung nicht zu erlöschen. Ihr Frühstück bestand mehr aus Bildern als Substanz, Bilder, welche über sie auch so leicht, so fein kamen und gingen ohne Abschied, als ob Wörter, Formen nicht notwendig wären. Sie ging dann hinaus, um dem Tag zu begegnen, und war überrascht, daß dieser Tag, seine Regenstimme, sie wie ein alter Freund mit dem ersten Hauch der kühlen Luft am Eingang abholte. Sie spannte ihren Schirm auf wie eine Art von Schutz, oder besser gesagt, eine Art sich auszudehnen, wie Übungen, welche von anderen für sie vollzogen wurden. Sie ging auf die Straße und dachte, daß sie die Schritte von anderen fast nachfühlen konnte auf der gleichen Straße, die jetzt wie die Geschichte selbst überdeckt, umhüllt war. Sie wußte, daß ihr Weg so einsam wie sie war und wie der

Regen ihr ständig aber leise erzählte, nicht nur ihr eigener war, sondern Schritte in die gleiche Richtung, in gleichem Sinne, wie so viele andere. Hörte sie denn, spürte sie die Wirklichkeit des Todes? Alles Schritte in die gleiche Richtung, dachte sie.

Und als sie weiterging und die Schatten von Bäumen, von Häusern sie abholten, wurde sie sich bewußt, nicht auf einmal, denn an so einem Tag passiert gar nichts auf einmal, daß diese leise Stimme, der Tag, alle diese Schritte, die ihr vorausgingen, der Versuch ihren Schirm ein bißchen gegen den Himmel aufzuspannen, daß das alles etwas mit dem Tod zu tun hatte, mit dem Tod und einer leisen, unsicheren Antwort darauf, nicht nur mit dem Tod, welcher so stark, so plötzlich entgegenkommt, sondern mit dem Leben zum Tod, mit ihrem Leben, mit dem Weg alles Fleisches. Sie hörte, sie spürte, sie dachte nach, aber dann, als für einen Moment der Regen aufhörte, ging sie weiter, einem neuen Tag entgegen.

Der Pfarrer

Er wußte nicht, wie lange er da saß und aus dem Fenster schaute. Er wußte nur, daß er alt war, sehr alt, daß die meisten seiner Freunde nicht mehr lebten, daß seine Frau tot war und seine Kinder weit weg wohnten. Er saß am Fenster und schaute, wie die kühle Sonne die Herbstblätter nach ihrem Sinne färbte. So etwas Ähnliches war mit ihm passiert. Er war anders, fast wie die Blätter anders gefärbt waren, weil er sich selbst anders auffaßte. Früher wußte er, wie er war, wie andere ihn anschauten, mit ihm sprachen. Er wußte damals, ich bin etwas. Ich bin jemand, dem man Respekt entgegenbrachte, aber jetzt nicht mehr. Er konnte nicht mehr geben, sondern nur empfangen. Er konnte nicht mehr dienen, sondern nur bedient werden. Die Menschen, welche sein Zimmer – er wohnte im Altersheim – in Ordnung brachten, betrachteten ihn, wenn sie ihn überhaupt betrachteten, wie ein Möbelstück, welches bewegt, geputzt und wieder dahingestellt werden mußte, wo es vorher war. Ja, er war hingestellt. Er konnte sich nicht allein von Ort zu Ort bewegen. Manchmal redete sogar eine relativ alte Dame mit ihm, vielleicht aus Mitleid oder vielleicht, wie er meinte, wie sie die Zeit vorausahnte, wann sie auch so hingestellt würde, ja, wie ein Möbelstück.

Sein Tag hatte eine eigene Routine, welche er selbst nicht bestimmte – früher war er selbständig. Nur eines konnte er jetzt bestimmen, oder er meinte es wenigstens, seine Gedanken. Nein, Gedanken waren es nicht, sondern Erinnerungen, welche wie Wasser über

ihn kamen, aber manchmal farbig wie ankommende Wolken mit einem blauen Himmel im Hintergrund. Er versuchte sich so gut wie möglich an etwas Schönes zu erinnern, wie die ersten Jahre mit seiner Frau. Er liebte sie vor allem, weil er sie nicht verstand. Ihre Bewegungen, ihre Art, Ordnung zu schaffen mit Händen, welche weicher waren als das, was in Ordnung gebracht werden sollte. Seine Frau blieb ein Geheimnis für ihn, weil sie so anders war: still, langsamer als er, aber in ihrer Art innig. Er konnte sie sich niemals vorstellen als ein Möbelstück, welches wie er geputzt, in Ordnung gebracht wurde. Ihre Art war und blieb für so etwas zu unabhängig.

Und dann versuchte er sich an die Ferien im Süden zu erinnern. Die Sonne, der leichte Wind, die Wellen, auch die der Liebe, wie der Sand seine Füße nochmals formte, als ob sie wirklich neu geschaffen würden, wie ein Töpfer seinen erdachten Sinn. Aber nach einer Zeit wollte er sich nicht mehr erinnern, denn mit der Zeit schmerzte die Erinnerung, denn alles, was er gehabt, erlebt hatte, hatte er verloren.

Dieser einsame Mann war Pfarrer, hatte Gottes Wort und Gottes Nähe jahrelang, jahrzehntelang verkündigt. Eine Bibel hatte er fast immer zur Hand, aber jetzt konnte er kaum mehr lesen, und es gab niemand mehr, dem er verkündigen konnte. Eines Tages kam seine Erinnerung an etwas, das er fast vergessen hatte, das Wort, mit dem er versucht hatte, anderen zu helfen, Gotteswort. Immer hatte er versucht, es anderen zu vermitteln, aber letztlich nicht sich selbst. Er sah sich als Vermittler des Wortes, aber nicht selbst des Wortes bedürftig. Ein Satz leuchtete in seiner Erinnerung auf über Jesus, diesen Jesus seiner Bibel, wie er am Kreuz

hing und seine Jünger alle ihre Wege gingen, als ob Jesu Zeit für sie zu Ende gewesen wäre. Für einen Moment dachte er (ja, er konnte immer noch ein bißchen denken), bin ich nicht so wie seine Jünger damals?

Den nächsten Tag fand man ihn tot in seinem Stuhl. Etwas leuchtete in seinen Augen. War es ein Gedanke oder vielleicht sogar ein Schimmer des Lichtes?

Die Zeit von Beeren, Dornen, Gestrüpp

Es war die Zeit von Beeren, von Dornen, von Gestrüpp, wenn die Sonne mühsam etwas höher über den Horizont stieg. Sie drückte einen Zweig fest in ihren Händen und ging weiter. Sie brauchte etwas, was sie in diesem Sinne festhalten konnte, um sicher zu wissen, wie sie jetzt entscheiden sollte. 27 war sie und nicht sicher, ob sie in ihn verliebt war. Sie war sportlich angezogen. Ihre Kleider sollten nicht weiblich wirken, auch nicht männlich, aber eine gewisse Selbstsicherheit ausdrücken. Aber das war sie jetzt nicht. Unabhängig war sie, in ihrem Aussehen, in ihrer Kleidung, auch in ihrem Empfinden, aber trotz allem Anschein war sie jetzt zutiefst unsicher, sie mußte sich an etwas festhalten, an Zweigen, die mit Dornen und Beeren übersät waren. Sie fühlte sich immer unabhängig, genügte sich selbst. Sie hat ihre Arbeit, ihre Freundin und gelegentlich Freunde, ihre sportliche Art, mit der Zeit umzugehen. Männer zog sie an wie Kleider, nicht für lange und dann schnell vergessen. Welche Ziele hatte sie eigentlich im Leben? Sie lebte dahin, als ob der Tag, jeder Tag für sie geschaffen wäre, aber jetzt fühlte sie sich etwas unsicher, ja beunruhigt. War sie verliebt? Wollte sie später Kinder haben, eine Familie, ihre Unabhängigkeit etwas einschränken? Brauchte sie das alles? Aber Martin erweckte in ihr etwas total anderes als das, was sie früher erlebt hatte. Sie wollte sich etwas weiblicher anziehen. Sie wollte nicht jeden Tag in ihren Händen, in ihrem

Sinne auskosten, sondern zum ersten Mal in ihrem Leben blieb sie fast innig, still, reflektierend, als ob sie nicht selbst weiter kommen konnte, auf etwas wartete. War es Martin? War es, weil sie innerlich etwas anders geworden war, gereift, nicht wie Beeren, Dornen, Zweige, sondern mehr wie Obst, das zuerst hart war, aber jetzt reif zum Ernten geworden ist. War Liebe, Ehe, Familie wie eine Ernte, eine Zielsetzung? Und was war aus ihrem Selbstbild geworden, ihrer Unabhängigkeit? Sie dachte nach, aber konnte nichts in ihren Gedanken finden, an dem sie sich festhalten konnte, fest wie bei diesen Zweigen mit Beeren, Dornen gesät. War es dann Martin, auf den sie wartete? Wird ihr Leben mit ihm einen neuen Sinn bekommen, einen Sinn, welcher nicht gestaltet wird, festgehalten wird, sondern einen neuen Sinn, in dem sie etwas Neues, total Neues empfangen konnte?



David Jaffin
**Mein Glaube,
meine Welt**

Johannis

David Jaffin

Mein Glaube, meine Welt

Paperback, ca. 112 Seiten
DM 14.80/öS 108.–/sFr 14.80
Bestell-Nr. 58196 (C 496)

ISBN 3-501-01322-1

»Mein Glaube, meine Welt« ist David Jaffins Zusammenfassung der zentralen Fragen seines Lebens, bedenkens- und lesenswert für alle, die an Grundfragen des Glaubens interessiert sind und seine Gedankenanstöße zu Themen wie »Menschenkenntnis, moderne Psychologie und die Bibel« oder »Zeit, Vergänglichkeit, Ewigkeit« aufnehmen wollen.

johannis

David Jaffin wurde 1937 als Sohn aufgeklärter jüdischer Eltern in New York geboren. Er studierte an der New York University Geschichte, Kunstgeschichte und Psychologie. 1966 wurde er zum Doktor der Philosophie promoviert. Nach seinem Studium der evangelischen Theologie war er 20 Jahre Pfarrer in Württemberg. Die Bandbreite seiner Veröffentlichungen reicht von Lyrik über Predigt- und Vortragsbände bis zu Kinderbüchern. »Der Ruf« ist sein erster Erzählband.

In den Geschichten und Gleichnissen dieses Buches begegnet uns im Autor David Jaffin ein ganz besonderes Original – als Jude und Christ, als humorvoller, aber auch tiefblickender Beobachter seiner Mitmenschen. David Jaffin versteht sein Schreiben letztlich als Ruf zum Kreuz Christi.

ISBN 3-501-01343-4



9 783501 013434
johannis 72393

TELOS-Paperback 72 393
Preisgruppe 13